

Briefliche Blätter

an einen Lernenden

über Bildung, Gesellschafts- und Heiratsfragen.

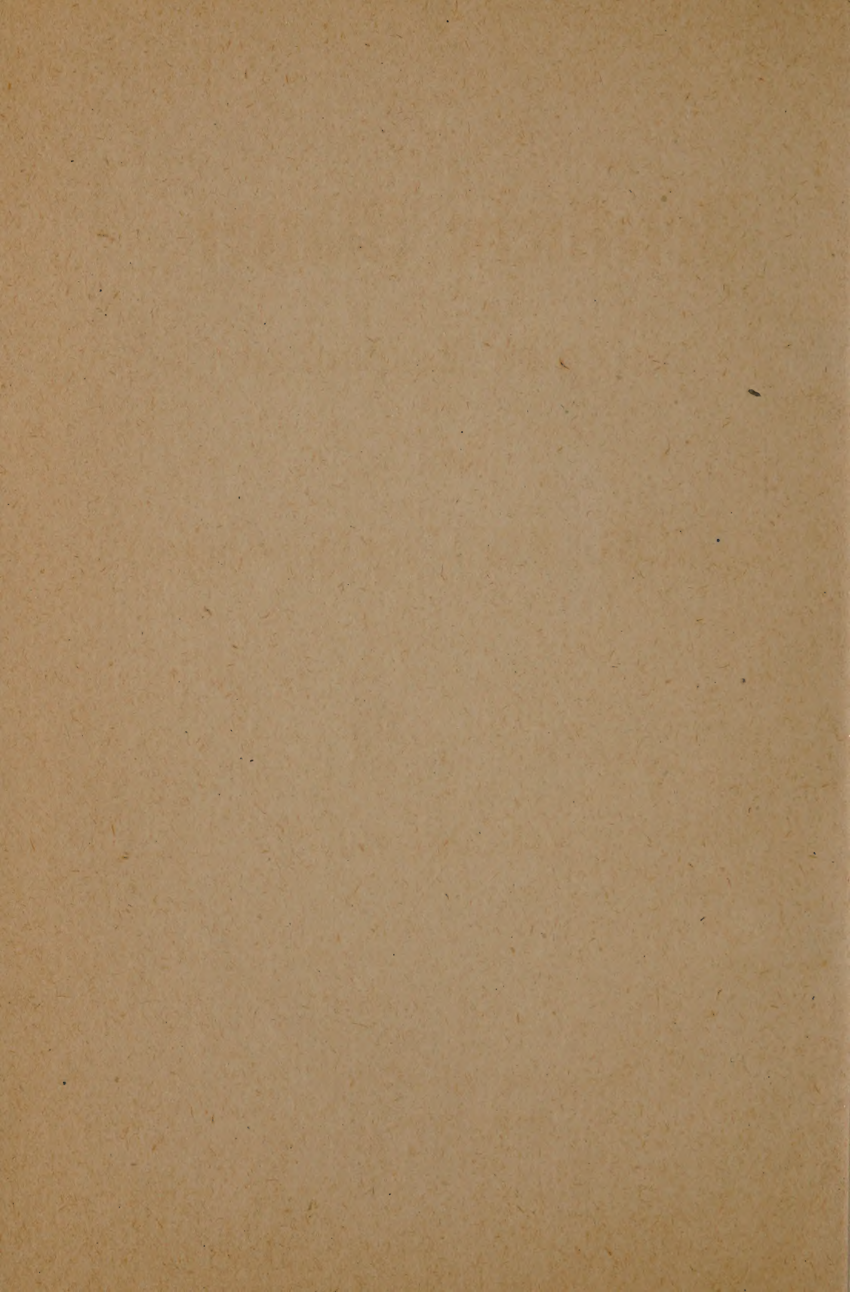


Von

C. H. Wedel.







Briefliche Blätter

an einen Lernenden

über

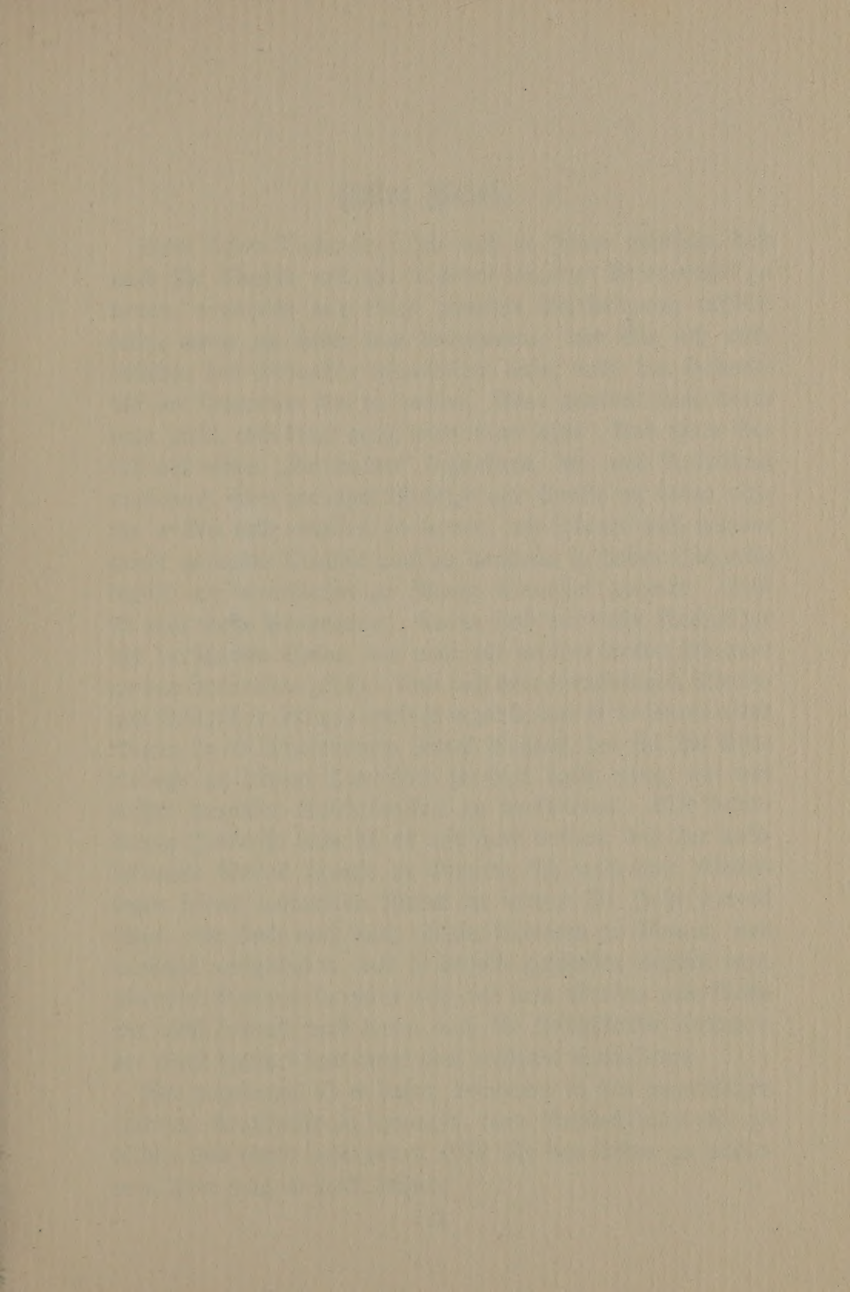
Bildung, Gesellschafts- und Heiratsfragen.

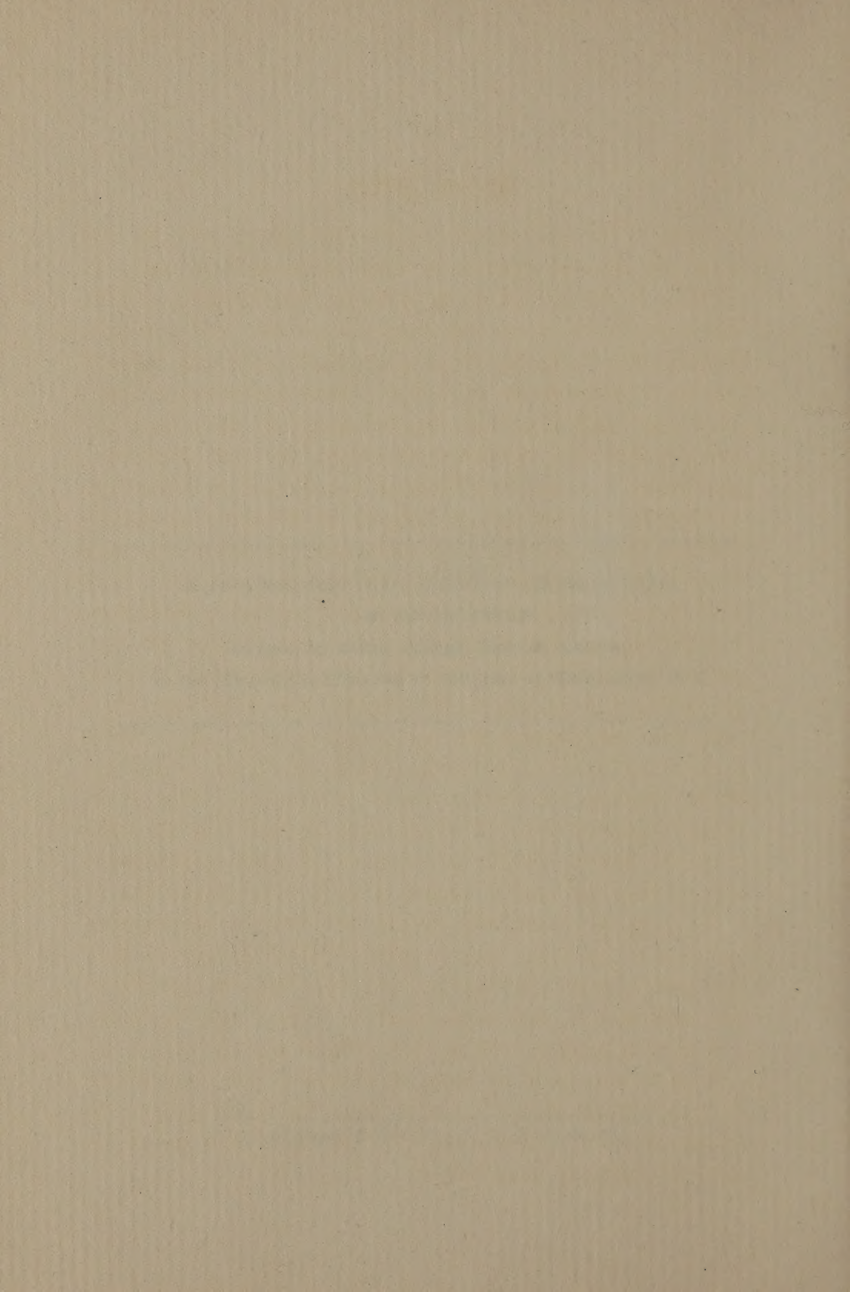
Von

C. H. Wedel.

Verlag von Bethel College.
Newton, Kansas.
1906.

A. Wiebusch & Son Prtg. Co., St. Louis, Mo.





Erster Brief.

Mein lieber Tiesmeier! Ich muß es Ihnen gestehen, daß mich Ihr Wunsch, mit mir in einen längeren Briefwechsel zu treten, einerseits mit einer gewissen Befriedigung erfüllt, selbst wenn ich dabei von vornherein, wie Sie sich ausdrücken, den Gedanken festzuhalten habe, mehr der Gebende als der Nehmende sein zu wollen. Man gewinnt auch, wenn man giebt, und lernt auch, wenn man lehrt. Und wenn Sie sich als einen „Lernenden" bezeichnen, der nach Anleitung ausschaut, über manches Wichtige und Ernste im Leben richtig denken und urteilen zu lernen, um sodann nach gewonnener gesunder Einsicht auch zu handeln, so haben Sie mich damit von vornherein zu Ihrem Genossen gemacht. Das ist auch mein Programm. Darin sind wir beide Nachfolger des berühmten Solon, der noch mit weißen Locken sich gern zu den Lernenden zählte. Und von dem ehrwürdigen Theologen Delitzsch in Leipzig wird ja erzählt, daß er in seinen alten Tagen in die Vorlesungen seines Sohnes, der sich die Assyriologie zu seinem Hauptfach gewählt hatte, ging, um von dessen spezieller Gelehrsamkeit zu profitieren. Mit besonderem Interesse habe ich es mir auch notiert, daß der weitbekannte Pastor Funcke in Bremen sich nach dem Niederlegen seines pastoralen Amtes in seinem 70. Jahr darauf freut, nun doch auch noch tüchtig studieren zu können, und manches nachzuholen, was so beiseite geschoben worden war. Gesunde Naturen kommen also aus dem Werden und Wachsen nicht heraus, und wenn auch die Leibeskräfte versagen, der Geist begehrt und ringt nach reicherer Entfaltung.

Wie angebracht ist es daher, besonders in den jugendlichen Jahren, Kenntnisse zu sammeln, seine Beobachtungsgabe zu bilden und einen besonnenen Blick für das Leben zu gewinnen! Hier mag es wohl heißen:

„Nicht rasten und nicht rosten,
Die rechte Weisheit kosten,
Bis man sich selber kennt.
Das Bittere richtig verschmerzen —
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeitlebens ein Student."

Ich bedaure freilich lebhaft, daß Sie sich nicht an einen anderen gewandt haben, sich in Ihren Studien anregen und leiten zu lassen. Aber soweit ich Ihnen dienen kann, soll es sehr gern geschehen. Und wenn Sie, wie Sie andeuten, die durch mich angeregten Gedanken mit ihren Freunden besprechen und das eine und andere Buch, auf das Sie zu verweisen ich mir erlauben werde, mit diesen als passende Lektüre in Ihrem Lesekränzchen genießen würden, dann wäre meine hierauf verwandte Zeit sicherlich reichlich belohnt.

Natürlich ist mir Ihre Ansicht vom Leben als einer sehr ernsten Sache, wie aus der Seele gesprochen. Es geht einem ganz so wie der englische Dichter sagt:

**"I slept and dreamt that life was beauty,
I awoke and found that life was duty,"**

was man in Deutsch übersetzt hat:

„Ich schlief und träumte: Leben sei heiter und licht;
Ich erwachte und fand, daß Leben sei ernste Pflicht."

Tausende sehen ihren irdischen Lebenstag leider wie so einen bloßen Spaziergang an, auf dem sie nur Gelegenheit haben sollen, sich zu amüsieren. Es scheint ihnen kein Unrecht zu sein, die Zeit zu vertrödeln und zu vertändeln. Daß dieses Leben eine Vorbereitungszeit für die Ewigkeit sein soll, scheint ihnen kaum in den Sinn zu kommen. Sie gleichen dem Tänzer, der auf dem Tanzboden dahingleitet und im tollen Treiben seine Kräfte aufreibt, bis der Morgen dämmert und der Tag anbricht, für dessen ernste Anforde-

rungen er keine Vorbereitungen getroffen hat. Es ist ein tief bedeutsames Wort: „So wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.“ Wer da wünscht am Ende seiner Laufbahn geeignet zu sein, in eine reiche Welt des Geistes einzutreten, der muß seine ihm von Gott geschenkten Fähigkeiten in einer Weise entwickelt haben, welche ihn drüben nicht als einen Fremden landen läßt.

Um nun eine gesunde Werdelust zu entfalten, muß man sich ja eine dankbare Stimmung für das, was man ist und erreichen kann, bewahren. Sie meinen, Sie stecken in etwas engen Geleisen und müßten auf manches verzichten, was sie gerne hätten und gerne erreichen möchten. Aber auch im begrenzten Kreise läßt sich viel Lebensglück und Lebensgut einernten. Man vergleiche sich nur mit solchen, welche weniger haben und schwerere Lebenswege gehen müssen als unser einer und man wird viel zu danken haben und gerne das nützen, was sich erreichen läßt. Lesen Sie z. B. in Heinrich Sohnrey's „Friedesichens Lebenslauf“, wie knapp und eng die dort geschilderten Leute haben leben müssen, wie barsch und ungerecht das betreffende Mädchen von ihrer Herrschaft behandelt wurde — und Sie werden sicherlich dankbare Empfindungen darüber haben, daß Sie doch so viel besser dran sind. Oder ist Ihnen das köstliche Buch von Jacobshagen: „Licht von Oben“ bekannt? Wie ergreifend weiß da die Verfasserin von sich zu berichten, daß sie fern von Mutter und Geschwistern ihr Leben bei fremden Leuten hat zubringen müssen, und doch war es ungemein reich. Sie wurde sich selbst etwas und ebenso vielen andern. Nicht Genuß, sondern Arbeit bildet des Lebens köstlichste Würze. Schön sagt der Dichter:

„Was waren meines Lebens beste Stunden?
Die stillen, unscheinbaren sind's gewesen,
Die bei getreuer Arbeit mich gefunden!“

Zweiter Brief.

Mein lieber T.! Im Anschluß an mein voriges Schreiben möchte ich heute besonders betonen, daß der Erwerb einer gediegenen **Bildung** keine magische Sache ist, kein Zauberstück, so daß jemand gleichsam wie über Nacht in den Besitz von Kenntnissen und Tüchtigkeiten kommen könnte. Nein, auch hier ist emsigste Arbeit der Schlüssel zu allen ersehnten Schätzen. Was die alten Griechen sagten, daß die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt hätten, ist hier eine grundlegende Wahrheit. Diejenigen Männer, welche in unsern Jugendschriften als Vorbilder vorgeführt werden oder sonst auf dem Gebiete der Wissenschaft oder des praktischen Lebens einen ehrenvollen Platz sich errungen haben, sind hierzu nur auf dem Wege angestrengtesten Fleißes gelangt. Es liegt viel Anspornung darin, über das Werden und Wachsen einer Reihe derselben einiges zu wissen; das Lesen guter Biographien ist darum sehr zu empfehlen. So ist Ihnen z. B. der Name August Rauschenbusch bekannt; der Träger desselben war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts viele Jahre Professor an dem theologischen Seminar der Baptisten zu Rochester, N. Y. Seine Jugendzeit aber hat er in Deutschland verlebt und er erzählt darüber sehr interessant in seiner Biographie. In seinem 6. Jahre schon fing sein Vater mit ihm das Lateinische an, in seinem 8. das Griechische; in seinem 15. konnte er den Homer fließend übersetzen. Außerdem trieb er Geschichte und Naturwissenschaft, so daß er z. B. in seinen älteren Jahren mit seinem Garten so ein wenig „Staat“ machen konnte. Ein ähnliches Beispiel eifrigsten Strebens nach einer gründlichen Bildung bietet der Theologe Heinrich W. J. Thiersch, um 1850 Professor zu Marburg. In seinem 4. Jahre schon erlernte er das Lesen, im 10. vermochte er die Oden des

Horaz flott zu übersetzen. Zur selben Zeit begann er das Griechische und zwei Jahre später das Hebräische. Als er 21 Jahre alt war, hatte er das alte Testament mehrere Male im Grundtext durchgelesen, und wenige Jahre später begann er an der Universität Vorlesungen zu halten. Wie sorgfältig er seine Jugendzeit auf die edelste Weise ausgenützt hat, kann man sich leicht vorstellen. Auf dem gleichen Wege hingebendster Selbstanstrengung ist auch unter andern der 1902 in Leipzig verstorbene Dr. Luthardt zu seiner Bedeutung gelangt. Er erzählt in seinen „Erinnerungen" aus seiner Gymnasialzeit: „Ich hatte das Glück, Nägelsbach zwei Jahre als Lehrer zu haben. Ihm war alle Arbeit des Lehrens und Lernens eine sittliche Aufgabe. Jeden Fehler, den wir in der Grammatik oder Syntax gemacht und hätten vermeiden können, wußte er uns als Sünde zur Erkenntnis zu bringen und ins Gewissen zu schieben. Wenn wir in einem griechischen Satze das Verbum voran und das Object ans Ende gestellt hatten, so konnte er in solchem Grade sittlich entrüstet werden, daß es uns angst und bange wurde. Zu ernster, pflichttreuer Arbeit hat er uns erzogen wie sonst keiner." Von einem ähnlichen Bildungsgang wissen ein Karl Gerok, Fritz Fliedner u. s. w. zu erzählen. Wie ergreifend erinnert sich ersterer an seine Studentenzeit —

„wo schlaflos manche Stunde
er grübelnd sann ob aller Dinge Grunde,
Und rastlos grabend im Gedankenschacht
Die stille Mitternacht heran gewacht."

Letzterer aber berichtet gelegentlich, daß er seinem Vater mit der wörtlichen Hersagung etwa des Galaterbriefes im Grundtext eine Geburtstagsfreude gemacht hat. Man kommt ja gelegentlich in Kreise, wo man sich über die „Gestudierten" lustig macht und sie gern als Müßiggänger hinstellen will. Solchen wäre es recht heilsam, sich zu merken, mit wel-

chem Bienenfleiß sich die Betreffenden oft ihr Wissen und Können erworben haben.

Andere, deren Lebensarbeit tiefe Segensspuren hinterlassen hat, sind durch ihre Treue und Umsicht und Zähigkeit merkwürdig, womit sie die ihnen gebotenen wenigen Gelegenheiten zur Bildung genützt haben. Bei ihnen ging es, wie es im Wappen des Staates Kansas heißt: ''Ad astra per aspera'' — „Zu den Sternen durch Hindernisse"; — die amerikanische Geschichte ist ja besonders reich an solchen Gestalten. Man denke an einen Abraham Lincoln, welcher bei einem armen Farmer im Urwald Lesen lernte, und seine Freude, als er soweit gekommen war, daß er am Sonntag den betreffenden Bibelabschnitt bei der Familienandacht vorlesen konnte. Wie reich fühlte er sich, als er bald darauf von seinem Vater Bunyans „Pilgerreise" als sein erstes Buch erhielt. Als junger Mann lieh er sich von einem Advokaten dessen juristische Werke am Abend und brachte sie morgens zurück. Er studierte sie nachts trotz anstrengender Arbeit während des Tages. Aehnlich verlief der Bildungsgang von James A. Garfield. Als vierjährigen Knaben trug ihn seine Schwester auf dem Rücken nach der kleinen Distriktschule im Urwald in Ohio, und wie er später als Landmann, Zimmermann u. s. w. arbeiten lernte, sich sodann als Maultiertreiber bei Kanalbooten sein Brot verdiente, bis er es fertig brachte, eine Hochschule zu beziehen — das alles bildet ja ein leuchtendes Beispiel davon, daß thatsächlich „Willenskraft Wege schafft!" Von einem ähnlichen energischen Streben nach Bildung weiß der durch sein Buch: „Was würde Jesus tun?" berühmt gewordene Sheldon zu erzählen. Sechs Meilen weit, berichtet er, sei er in Dakota gegangen, um sich ein Buch zu leihen. Recht ergreifend aber nimmt es sich in der Biographie des bekannten Negerpädagogen Booker Washington aus, wie man ihm

als Eintrittsexamen in die höhere Schule zu Hampton in Virginia den Auftrag gab, ein Schulzimmer zu reinigen und wie er es dreimal fegte und dreimal abstaubte, so daß die galante „Schoolma'm" keinen Staub weder sehen, noch fühlen, noch riechen konnte. Das Erwägen dessen, was sich's viele Leute haben kosten lassen, sich eine gründliche Bildung anzueignen, hilft mit, einen fröhlichen Glauben an die Menschheit zu bilden. Es ist denn auch aus tiefster Lebenserfahrung und Beobachtung gesprochen, was Rückert sagt:

„Nicht der ist in der Welt verwaist,
Dem Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben."

Dritter Brief.

Mein lieber T.! Ich finde es sehr angemessen, daß Sie im Anschluß an die letzten Gedanken in meinem vorigen Schreiben nach den entsprechenden Bildungsmitteln fragen, die Sie instand setzen sollen, geistig zu wachsen und sich zu bereichern. Schade, daß Sie meinen, auf den Besuch einer höheren Schule verzichten zu müssen. Ich würde Ihnen doch raten, diesen Gedanken noch nicht ganz ohne weiteres zu begraben. Ihre Verhältnisse daheim können sich ja binnen weniger Jahre so günstig gestalten, daß es Ihnen doch möglich wird, für einige Zeit abzukommen. Wenn — dann wird eigenes Lernen und Denken Sie umso vorteilhafter für weitere Schularbeit hinstellen. Sollte es sich aber tatsächlich nicht tun lassen, dann wird Ihnen alles das, was Sie sich in Ihren jugendlichen Jahren, wo das Gedächtnis noch frisch und die Spannkraft des Geistes noch elastisch ist, an Wissen und Kenntnissen anzueignen vermögen, doppelt wertvoll sein, da Sie weitgehend darauf angewiesen sind.

Es vermag sich jemand durch ein umsichtiges Selbststudium sehr weit zu fördern. Es giebt ja namhafte Gelehrte, welche sich auf diesem Wege zu einer bedeutenden Höhe hinauf gearbeitet haben. Ein solcher war z. B. Dr. Heinrich Schliemann, welcher sich als junger Geschäftsmann die Kenntnis mehrerer modernen Sprachen aneignete und später durch seine Ausgrabungen auf historischen Stätten in Griechenland berühmt wurde.

Es handelt sich nun auch bei einem Autodidakten, so nennt man nämlich einen solchen, der sich durch eigene Lektüre bereichert, um grundlegende Bildungsstoffe. Geht so einer nicht mit Umsicht zu Werke; so hängt er sich an bloße Liebhabereien oder lediglich an Sachen, die ihm nur Unterhaltung gewähren, ohne ihn an Wissen und Einsicht zu bereichern. Verknüpfen Sie also nach einer bewährten pädagogischen Regel ihr Selbststudium mit Ihren bereits gewonnenen Kenntnissen. Es wird sich Ihnen als nur gewinnreich herausstellen, wenn Sie das eine und andere noch aus Ihrer Grammatik, Geographie u. s. w. auffrischen. Manche ältere Leute würden weit richtiger sprechen als das der Fall ist, wenn sie z. B. die Verhältniswörter gelegentlich wiederholten und sich einige stehende Redensarten von „mir“ und „mich“ einpaukten. Es macht sich sonderbar, wenn jemand manch tief philosophisches und theologisches Buch gelesen hat, darüber aber nur in sehr unrichtigem Deutsch zu reden vermag. Junge Leute sollten sich viel Mühe geben, sich einfach aber genau und richtig ausdrücken zu lernen. Sodann machen Sie sich an den Erwerb allgemeiner Kenntnisse — also an das Lesen einer guten Welt- und Kirchengeschichte, auch Literaturgeschichte, sowie einer Geschichte unseres Volkes. Prägen Sie sich dabei die Lokalitäten der Hauptereignisse und deren Daten genau ein; denn das sind die beiden Augen der Geschichte. Wer aber auf dem Gebiet der Geschichte

etwas daheim ist, der kann bald auf Bildung Anspruch machen. Dazu dürfte das eine und andere unserer Klassiker kommen. Vieles von dem, was wir bei ihnen finden, weist uns zum Schönsten und Besten hin, wovon wir singen und sagen können — und das ist das Christentum — anderes steht im Vorhof desselben. Christliche Erzählungen und Novellen dürfen natürlich zur Abwechslung ebenfalls auf den Lesetisch kommen, aber nur als Nebenbissen und Nachkost, um sich an ihnen den Blick für die Wirklichkeit und Mannigfaltigkeit des Lebens zu bilden. Vor allem ist natürlich das Studium der Bibel und einiger biblischer Hilfsmittel nicht zu vergessen. Sie werden es gewinnreich finden, wenn Sie sich dafür eine gewisse Zeit ansetzen; etwa am Samstagabend und Sonntagnachmittag nur Biblisches und streng Religiöses zu lesen. Nach zwei Seiten hin werden Sie auf Ihrer Hut sein müssen, einmal, sich nicht an Sachen zu machen, welche manches Wissen und geschultes Denken voraussetzen. Lassen Sie also etwa Kants „Kritik der reinen Vernunft" zunächst auf sich beruhen. Sodann fügt sich jemand einen Schaden zu, wenn er sich zu schnell limitiert, z. B. nur noch Sachen über die Offenbarung Johannes liest. Das giebt leicht einseitig und schief gebildete Autodidakten, die leicht zu dem zweifelhaften Ruhm kommen, daß sie überall das letzte Wort haben, weil ihnen für die Würdigung mancher Argumente die entsprechenden Kenntnisse fehlen.

Es läßt sich, wie gesagt, auf dem Wege des Selbststudiums viel erreichen. Die amerikanische Gelehrtenwelt liefert erhebende Beispiele davon. Man denke unter anderen an unsern Benjamin Franklin. Die Art und Weise, wie er richtig und anziehend sprechen und schreiben lernte und sich zu einem vielseitig gebildeten Manne hinaufarbeitete, enthält auch heute noch für strebsame junge Leute manchen guten Fingerzeig. Das Lesen seiner Biographie wird Ihnen also viel

Anregung gewähren. Auch in der mennonitischen Geschichte stößt man auf manche Männer dieser Art, z. B. einen Prediger Valentin Dahlem, gestorben 1840 in Nassau. Er hatte keine höhere Schule besucht, dennoch verstand er Lateinisch, Griechisch und sprach fließend Hebräisch. Er schrieb viele Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts und man hieß ihn den „Bauernphilosophen". Wie beschämen solche Männer so viele andere, welche für ein behagliches irdisches Fortkommen viel Zeit und Kraft einzusetzen bereit sind, aber wenig darüber nachdenken, wie sie ihren Geist bereichern und bilden könnten.

Vierter Brief.

Mein lieber T.! Ich finde Ihren Einwurf ganz richtig, den Sie mir in Ihrer Beantwortung meiner Ausführungen in meinem letzten Briefe machen, daß nämlich junge Leute auch auf gesellschaftlichen Verkehr angewiesen sind, um auch hier zu lernen und zu sammeln. Nein, so will ich nicht verstanden sein, als würde ich mein Ideal von einem strebsamen, geistig gesund wachsenden jungen Manne in einem bloßen Stubenhocker suchen wollen, der sich menschenscheu in seinen vier Pfählen einspinnt. Ich würde für das angedeutete Lesen und Lernen meistens doch nur die langen Winterabende und gelegentlich einen trüben Regentag ansetzen mögen, sonst aber für gesellschaftlichen Genuß manches Stündchen einräumen. Der berühmte Aristoteles hat im ganzen richtig den Menschen als ein „gesellschaftliches Lebewesen" bezeichnet. Einsam und allein ist man in Gefahr, einseitig und eigensinnig, selbstsüchtig und rechthaberisch zu werden. Es ist daher ein großes Glück, wenn jemand einen geistig anregenden Verkehr finden kann, wo er Tagesereignisse besprechen und die tiefsten Fragen der menschlichen

Seele zum Zweck vielseitiger Behandlung aufzuwerfen vermag. Höchst angebracht und gewinnreich ist es natürlich, wenn junge Leute mit ihren Eltern und älteren Verwandten wenigstens teilweise so einen Gesellschaftszirkel bilden können. Das Buch, welches da bei des Lichts geselliger Flamme gelesen und die Gedanken, welche oft im Anschluß daran ausgetauscht werden, erweisen sich für das ganze Leben als ein vorzügliches geistiges Kapital. Sehr vorteilhaft läßt sich so ein Verkehr noch durch Musik und Gesang beleben. In den meisten Familien vermag man mit einigem guten Willen wenigstens etwas hiervon zu erreichen, so daß das Haus zur Schule wird. Alle jungen Leute sollten aber zu einigen Opfern bereit sein, um so ein literarisches Familienkränzchen immer wieder einzurichten und in Gang zu halten.

Daneben ist freilich der Besuch jugendlicher Gesellschaften nicht unpassend. Aber auch hierüber sind gesunde, vernünftige und christliche Ansichten zu kultivieren. In manchen derartigen Zusammenkünften läßt sich nur verlieren, aber nichts gewinnen. Wo man sich bloß amüsiert, schale und sogar unschöne Witze auftischt, sich etwa gar mit ordinären Mädchenhändeln beschäftigt, wo von einem geistigen Gedankenaustausch keine Rede ist, — da wird sich sicherlich ein ernst denkendes Gemüt nicht heimisch fühlen können. Da trifft das Wort des Dichters ein:

„Wie bald ist viel verloren,
Wie bald viel Heil verscherzt!
Was mich wie andere Toren
Zu spät — am Ende schmerzt."

Jugendlich gesellige Kreise müssen sehr auf ihrer Hut sein, daß sie nicht in fade Unterhaltungsstoffe geraten und sie in einer Sprache behandeln, der sie sich später doch zu schämen haben. Wie tief ein sogenanntes „christliches Volksleben" in dieser Hinsicht sinken kann, das hat der Schweizer Jere-

mias Gotthelf in seinen Schriften, z. B. „Uli der Knecht“ gezeigt. Man liest das letztere Buch eigentlich nur mit Unbehagen. Solch eine rohe und wüste Sprache, wie der Verfasser da die jungen Leute führen läßt, möchte man doch bei solchen für unmöglich halten, welche irgend etwas von Schule genossen und Gelegenheit haben, in eine Kirche zu gehen. Da wird man dankbar für die doch anders geartete Unterhaltungssprache, die unser einer von Jugend auf kennen gelernt hat. Wo Sie also kein Bemühen wahrnehmen, bezüglich der Unterhaltungsstoffe und Ausdrucksweisen einen Ton anzuschlagen, der vom Geiste christlicher Bildung getragen ist, da schließen Sie sich lieber nicht an. Es ist mitunter auch eine Ehre, sich einen Sonderling und Duckmäuser schelten zu lassen. Ein Zinzendorf, Jung Stilling und viele andere vermochten sich im Kreise ihrer Jugendgenossen nicht gut zurecht zu finden, weil es da meistens zu oberflächlich herging.

Sehr wertvoll ist es, wenn jemand zu gebildeten Familien Zutritt erhalten kann, um hier durch Beobachtung ein entsprechendes höfliches Benehmen und gebildete Umgangsformen kennen zu lernen. Auch auf Reisen läßt sich manches davon absehen. Ueber das eine und andere geben auch die sogenannten Bücher über Anstand alle nötige Belehrung. Es müssen natürlich die Höflichkeitsformen in gesunder Anpassung an die Lebenskreise stehen, in denen man sich bewegt, und man muß sich hier vor auffallenden Sachen hüten. Die Redensart von einer einfachen und natürlichen Höflichkeit hat daher guten Grund. Es hilft schon viel, wenn jemand die groben Ausdrücke des Dialekts zu vermeiden sucht, nicht mit „Kerl“ u. dgl. um sich wirft, nicht das „Du“ bei jedem anbringt. Dagegen brauchen einem die übertriebenen Höflichkeitsformen der sogenannten „höheren Gesellschaft“ nicht besonders zu imponieren. Sie sind oft ein hohles Phrasen-

geklingel, das klar denkenden Leuten widerwärtig sein sollte. Der deutsche Literat Spielhagen hat in seinem Roman: „Die von Hohenstein“ so einen anscheinend hochstehenden Verkehrskreis geschildert — aber die schönen, verbindlichen Worte und feinen Manieren stehen im Dienste schnöder Selbstsucht und entsetzlicher Heuchelei. Auf solch' eine Bildung leistet man gern Verzicht. Und wie dünkelhaft und verletzend sich leicht ein mit reichen Kenntnissen ausgestatteter Mensch benehmen kann, das zeigt die neulich erschienene interessante Novelle: „Piz Zupo“, in der ein junger Assessor einer sonst gut geschulten Pastorstochter diejenige Rücksicht vorenthält, auf welche solide Höflichkeit dringen muß, — weil sie in dienstlichen Beziehungen steht. Es gibt kaum eine gute Bildung ohne Kenntnisse und Wissen, aber bloße Kenntnisse liefern noch lange nicht dasjenige, was man an einem gebildeten Menschen haben sollte. Auch die Aneignung eines anziehenden und richtigen gesellschaftlichen Benehmens, sowie der Fähigkeit, aus dem gesellschaftlichen Verkehr etwas zu lernen, läßt sich also nur mit Mühe und Umsicht erreichen.

Fünfter Brief.

Mein lieber T.! Im engen Anschluß an das in meinem vorigen Brief Gesagte möchte ich hiermit einiges über Freundschaft hinzufügen. Wichtiger als ein umfassender gesellschaftlicher Verkehr ist für die Zeit des jugendlichen Wachstums des Geistes, wo alle Gefühle und Stimmungen nach Ausdruck und Gestaltung ringen, die umsichtige Pflege freundschaftlicher Beziehungen. Man hat wohl beobachten wollen, daß unsere Zeit mit ihrem Drängen auf Massenhaftigkeit, auf große Versammlungen, große Vereine, Picknicks und Ausflüge von fast zahlloser Beteiligung, der Entwick-

lung kleiner Kreise nicht günstig sei. Man bringt das in Verbindung mit einer allgemeinen Verödung des Gemütslebens, an der wir kranken. Es entgeht aber tatsächlich einem Menschen ein Stückchen Jugendparadies, wenn er nichts von Freundschaftsbündnissen kennen lernt, wenn er nicht für den einen oder anderen seiner Genossen als seinen Freund gleichsam geschwärmt hat.

Als ein Stück urwüchsigen, gesunden Menschenlebens läßt sich die Freundschaft in der Geschichte nachweisen. In den ältesten babylonischen Mythen wird sie gefeiert; in der griechischen Geschichte erscheinen die Freundschaftsbündnisse eines Achilles und Patrokles, Orest und Pylades, Pelopides und Epaminondas wie helle Streifen auf dem dunklen Grunde ordinärer Leidenschaften. Man behandelte sie in der philosophischen Wissenschaft, und der sonst so trockene Aristoteles erhebt sich bis zu einem gewissen poetischen Ton, wo er ihre Bedeutung ins Licht stellt. Cicero schrieb ein hübsches Schriftchen darüber. Nach der Idee dieser alten Dichter und Denker sollte man in dem Freunde gleichsam sein Ideal verehren können, so daß in der Beziehung zu ihm, namentlich in der Treue gegen ihn, das Edelste und Beste des Menschen zum Ausdruck käme. Wie ergreifend hat Schiller in seiner „Bürgschaft“ diesen Punkt besungen. Und auch in der Bibel nimmt die Freundschaft eine hohe Stelle ein. Man denke an das ideale Bündnis zwischen David und Jonathan und an die tiefsinnigen Aussprüche darüber in den Sprüchen, z. B. „Ein treuer Freund liebt mehr und stehet fester bei, als ein Bruder“. Auch der enge Anschluß unseres Herrn an Johannes läßt sich wohl als eine Art Freundschaftsbund ansehen, und auch die Beziehungen des Apostels Paulus zu seinen Genossen, besonders einem Timotheus, atmen ganz den Duft und die spezielle Eigenart freundschaftlicher Innigkeit. Es ist daher sehr naturgemäß, wenn sich

im jugendlichen Alter das Bedürfnis nach engem Anschluß an einen oder einige geltend macht. Hier mag wohl das schöne Wort citiert werden: „Ich bin ein Mensch und nichts des Menschlichen ist mir fremd.“

Unter Freundschaft versteht man eine nähere Beziehung zwischen solchen, die sich geistig besonders verwandt fühlen. Sie kann also nur auf dem Boden eines gewissen Verkehrs erwachsen. Wer sich wie ein Dachs in seinen Bau vergräbt, wird schwerlich einen Freund gewinnen. Aus bloßem Mitleid erwächst kein Freundschaftsbund. Es kommt hier vielmehr zu einem Nehmen und Geben. In den meisten Fällen sucht man sich durch die Eigenart des Freundes zu ergänzen und dieser Umstand erklärt es wohl, daß sehr oft Naturen von sehr verschiedener Begabung und Eigentümlichkeit einen intimen Verkehr mit einander pflegen. Es ist wohl weise, nicht an viele Freunde denken zu wollen, mit den wenigen aber sich so zusammenzuschließen, daß sich eine tatsächliche Bereicherung von Gemüt und Charakter daraus ergeben kann. In gegenseitigem Gedankenaustausch läßt sich viel gewinnen. Von einem guten Freund muß man sich auch gerne auf Verkehrtheiten, unpassende Dinge in Benehmen und Betragen u. s. w. aufmerksam machen lassen. Wohl ein jeder besitzt eine gewisse Anlage zu einigen Grillen und Schrullen, deren Entwicklung niemand besser verhüten kann, als ein guter Freund. Er vermag in dieser Beziehung oft mehr auszurichten als Vater und Mutter. Natürlich muß man sich auch etwas sagen lassen wollen und es immer gelten lassen, daß man noch manche Unart abzulegen hat. Hier ist Rückerts schönes Wort wohl am Platz:

„Willst du, daß man dich hinein
In das Haus soll bauen —
Laß' es dir gefallen, Stein,
Daß man dich behaue!“

Wahre Freundschaft erblüht natürlich nur auf dem Boden gleicher Gesinnung und nur dann wird sie sich als dauernd und allseitig wertvoll bewähren, wenn Jesus Christus der dritte im Bunde sein kann. Man erwarte also von vornherein nicht, mit irgend einem beliebigen Genossen ein Freundschaftsbündnis aufrichten zu können. Hier wird ein gewisses Bewußtsein eigener Würde und des eigenen Wertes wohl etwas betont werden dürfen. Von einem nur äußerlich gefälligen Wesen, glatter Sprache und bloßen Kenntnissen darf man sich hier nicht zu weit imponieren lassen. Wer zu christlichen Grundansichten eine ablehnende oder gar spöttische Haltung verrät, mit dem sollte man keine engen Beziehungen anknüpfen und wäre er noch so brillant. Wie leicht sich da viel verlieren läßt, das schildert die Erzählung: „Hin und zurück“ in höchst ergreifender Weise. Der dort auftretende Student der Theologie läßt sich von einem sehr talentvollen aber atheistisch denkenden jungen Manne, dessen Freundschaft er annimmt, dahin betören, auch von seinem Unglauben profitieren zu können, auch dort Licht zu suchen, ihn für einen „charmanten Kerl“ zu halten, und wenn er auch von Bibel und Gebet nichts wissen will. Dieser zieht seinen christlichen Genossen langsam auf die Bahn des Unglaubens, so daß er das Studium der Theologie aufgiebt. Weit richtiger machte es der berühmte Pädagoge Ziegler in seiner Jugend. Er hatte ein großes Verlangen, beten, frei beten, zu lernen. Da hörte er von einem jungen Manne, daß der dieses könne. Dessen Freundschaft zu gewinnen und von ihm zu lernen, erschien ihm als etwas höchst Wertvolles. Und er fand sich nicht getäuscht. Der eigentliche Kitt der Freundschaft liegt also auf dem religiösen Gebiet.

Sechster Brief.

Mein lieber T.! Also Ihre Schwester ist soeben von dem Besuch einer entfernten Hochschule heimgekehrt und hat ganze Körbe voll Sonnenschein und viel neues, frisches Leben mitgebracht. Es macht Ihnen nur Ehre, daß Sie sich darüber so etwas gehoben ausdrücken, ja, wenn Sie eine poetische Ader haben, dann besingen Sie das schöne Ereignis in einigen Versen. Daß Sie aber überhaupt eine Schwester haben und noch dazu eine, welche etwas älter ist als Sie, ist ja ganz famos und ein großes Glück für Sie. Von klar und gesund denkenden älteren Schwestern profitieren junge Männer in Ihrem Alter sehr viel. Für viele Sachen sind die ausgezeichnete Pädagogen. Bezüglich mancher Punkte von Schicklichkeit und Anstand darf es da wohl heißen:

„Willst Du genau erfahren, was sich ziemet
So frage nur bei guten — Schwestern an!"

Die werden es Ihnen sagen, oft vielleicht präziser zum Punkt als Ihnen lieb ist. Gott hat dem weiblichen Geschlecht neben dem Sinn für das Kleine und Zierliche, Passende und Wertvolle im engen Raum auch die Fähigkeit verliehen, an manchen Dingen oft rasch und glatt Kritik üben zu können. Da finden Sie es nur natürlich, wenn Ihnen gelegentlich eher etwas Rost herunter geputzt wird als Sie es recht wissen, wie es dazu gekommen. Wenn Sie sich nur so gebildet haben, bei jedem Verweis und jeder Belehrung hübsch zu sagen: „Na, ich danke auch schön!" selbst wenn es zuweilen mit einer süßlich-sauren Miene geschieht, dann wird Ihre Schwester Ihnen von großem pädagogischem Nutzen sein können. Sonst aber wird sie sich Ihnen als einer der teilnehmendsten, uneigennützigsten, treuesten Lebensgenossen bewähren, an die Sie denken können. In dieser Beziehung leistet eine Schwester ja meistens mehr als ein Bruder.

Sehr natürlich finde ich es, daß Ihre Schwester durch den Besuch der Schule an Selbständigkeit, bewußtem Denken und — wie Sie meinen — gewissen Eigenheiten bedeutend gewonnen hat. Das gehört ja wesentlich zur Bildung. Hoffentlich hat Ihre Schwester auch an Nettigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit nichts verloren. Sie meinen, sie komme Ihnen etwas „vornehm" vor? Hören Sie, haben Sie nicht da, wo Sie „vornehm" schrieben, den Ausdruck „stolz" verschlucken müssen? Geben Sie sich einige Mühe, dasjenige gerecht beurteilen zu lernen, was Ihnen an Ihrer Schwester auffallend erscheint, sich anders ausnimmt als was sie bei manchen anderen Mädchen beobachtet haben. Es giebt tatsächlich Kreise, wo alles Nette und Gebildete mit dem Vorwurf des Stolzes belegt wird. Geht jemand hübsch gerade, nicht vornüber gebeugt wie wenn er sein letztes Geburtstagsgeschenk verloren hat, so soll das „stolz" sein. Bemüht sich jemand, klar und richtig und mit Vermeidung von ordinären Provinzialismen zu sprechen, so soll er sich damit nur groß tun wollen. Ist jemandem nicht jeder Unterhaltungsstoff sympathisch, lehnt er es ab, mit jedem Gesellschaftskreis mitzumachen, so soll das von purem Hochmut herrühren. Und für das speziell weiblich Zurückgezogene und Würdevolle hat man erst recht wenig Verständnis. Wenn Ihre Schwester also manches gehört und gelesen und beobachtet hat, was ihr zu einem vertieften Begriff von dem geführt hat, was man mit „weiblichem Adel" bezeichnet und sich demgemäß verhält, so legen Sie ihr das doch ja nicht schlimm aus. Das wird sich als ein Stück gesunden Wachstums bei ihr bewähren. Stolz ist eingebildete Größe oder ein überspanntes Gebahren auf Grund wirklicher Größe. An beiden leidet Ihre Schwester vielleicht weniger als solche, die ihr solche Gesinnung gern anhängen. Bei einigem Nachdenken muß es Ihnen imponieren, daß sie sich nicht dafür interessiert, nur über junge

Männer zu reden, sondern sich lieber in ein gutes Buch vertieft; daß sie sich auch nicht von jedem jungen Manne „Raupen in den Kopf setzen" lassen will, also noch nicht Empfindungen bilden möchte, welche sie leicht in Schwierigkeiten bringen könnte. Nehmen Sie sich ihrer da ritterlich an, machen Sie mit ihr gelegentliche Spazierfahrten und seien Sie ihr behülflich, vorläufig ganz unabhängig ihrer innern Entwicklung und Bildung zu leben. Ihre Schwester hat ganz recht, wenn sie gegen den Gewinn von sogenannten „Freundschaften" mit jungen Männern mißtrauisch ist. Zwischen männlichen und weiblichen jungen Leuten gibt es weniger „Freundschaften" als „Bekanntschaften" und auch hier ist aufzupassen, daß der gesellschaftliche Verkehr in gemessenen Grenzen bleibt. Bis zu gewissen Jahren gewinnen Mädchen mehr im Verkehr mit Mädchen als in zu häufigem Umgang mit jungen Männern. Wenn Ihre Schwester auch bereits 22 Jahre alt ist, so handelt sie gar nicht töricht, wenn sie noch einige Zeit ihrer Bildung leben und unabhängig bleiben will, da sie, wie sie meint, vieles nachzuholen hat. Andere können es ja etwas anders machen. Aber es hat schon manches Mädchen gereut, sich so früh in Beziehungen eingelassen zu haben, für welche sie innerlich und äußerlich noch gar nicht vorbereitet war. Auch ein Mädchen hat viel Freude daran, sich emporzuarbeiten, etwas zu werden und mit dem Gedanken, einmal der Gegenstand edelsten Interesses eines Mannes werden zu können, auch das erhebende Bewußtsein eigenen Wertes verbinden zu dürfen. Die schöne Erzählung „Janet Ward" von M. E. Sangster wird Ihnen das zeigen. Manche Ihrer Studien können Sie ja mit Ihrer Schwester zusammen treiben, manches gemeinschaftlich lesen und — seien Sie versichert, die so verbrachten Stunden werden sich gleich lieblichen Sternen Ihrer Erinnerung einprägen.

Siebenter Brief.

Mein lieber T.! Mit innigster Teilnahme habe ich Ihre Mitteilung von dem plötzlichen Abscheiden Ihrer jugendlichen Schwägerin vernommen. Mit 25 Jahren nach anderthalbjährigem Eheglück davon zu müssen, jäh herausgerissen zu werden aus allem Streben und Tun, aus allen Hoffnungen und Plänen ist sicherlich kein leichter Gang. Ach, wie herrlich, daß trotzdem der lichte Schimmer einer seligen Ewigkeit das Sterbelager der nunmehr Vollendeten verklärt hat. Ja, ja, ich verstehe Sie, wenn Sie bemerken, daß Ihnen das Wort des Dichters wie mit mächtigem Klange durch die Seele gezogen ist: „Ach hier und dort hätt' ich ja nichts, wenn ich nicht Jesum hätte!“ Der ist ja auch Ihrem Bruder geblieben, der wird ihn leiten und stützen im tiefen Tal des Leidens. Und im Blick auf die Heimgegangene heißt es nun auch:

„Was wir bergen in den Särgen
Ist der Erde Kleid;
Was wir lieben, ist geblieben
Bleibt in Ewigkeit.“

Wohl mag er am Grabeshügel mit unserem Dichter sagen: ''Good night, dear heart, good night! good night!'' Aber er weiß ja auch, daß den Christen nach der Todesnacht ein Morgen tagen wird, an dem das Sterbliche anziehen wird die Unsterblichkeit und ein neuer Lebensfrühling eine ewige Freude bringen soll.

Daß Ihnen aber im Anschluß an diese erschütternde Erfahrung Ihres Bruders ernste und wehmütige Gedanken über das eheliche Leben und alles das, was damit zusammenhängt und damit verbunden ist, kommen, kann ich wohl begreifen. Ihnen tritt die schöne Zeit vor Augen, da Ihr Bruder mit der Dahingeschiedenen „mit Plan und Absicht“, wie

er sagte, zu verkehren begann, bald darauf Verlobung und Hochzeit feierte und dann sein eigenes „Nest“ bezog — die schöne Zeit, wo für Ihre ganze Familie alles voller Sang und Klang war, wo sich viele Hände regten, um ein liebend Paar glücklich zu machen, wo auch Ihre Eltern in der üppig sprossenden Lebenslust ihrer Kinder sich gleichsam neu verjüngten, wo insonderheit die jungen Leutchen hinausschifften in den Ozean des Lebens wie mit tausend Masten, und nun? nun liegt das irdische Glück Ihres Bruders wie in Scherben zerschlagen am Boden und sie, an deren Seite alle Empfindungen seines edeln Selbst gleichsam Gestalt gewonnen wie nie vorher, hat mit allem abgeschlossen, was ein Menschenherz auf Erden an Freud und Leid erfahren kann. Im Blick auf sie kann Ihr Bruder nun auch wohl sagen:

„In deinen Augen hab ich einst gelesen,
Es blitzte drin von Lieb' und Glück ein Schein.
Gehab' dich Gott! es wär' zu schön gewesen;
Gehab' dich Gott! es hat nicht sollen sein.“

Ich pflichte Ihnen auch darin bei, daß zu solch' einem wehmütigen Abschluß ehelichen Lebens und zu vielen andern ernsten und traurigen Dingen, welche sich so leicht und so vielfältig auf diesem Gebiet finden, die Art und Weise schlecht paßt, wie in der Regel davon und darüber gesprochen wird. Es ist einerseits wohl begreiflich, daß man sich über die vielen menschlichen Unvollkommenheiten, Schwächen und Torheiten, welche hier zu Tage treten, lustig macht und leicht tausend und noch mehr Schnurren und Anekdötchen findet, um an ihrer Hand die einzelnen Züge desselben in humoristischer Weise zu behandeln — aber hier wird sicherlich „des Guten“ oft zu viel getan. Kinder und junge Leute bekommen da leicht den Eindruck, daß die Beziehungen, welche zum Bund fürs ganze Leben führen und dieser selbst im Grunde eine spaßige Sache sind und daß wenig dahinter stecke, wenn

man auf diesen „Jux“ auch eingehe. Auch manche andere Ausdrücke und Redensarten, daß man mit der Hochzeit „unter den Pantoffel“ komme oder unter das Regiment „des Unterrocks“ finden sich in Zeitungen und Geschichten entschieden häufiger als irgend ein gebildeter Geschmack ertragen sollte. Und was macht man nicht in Kalenderwitzen und satirischen Stückchen aus der Schwiegermutter? Als ein Störenfried des häuslichen Glückes junger Eheleute wird sie meistens hingestellt, während sachliche Nachforschungen wohl ergeben dürften, daß sie in den meisten Fällen herzlicher Liebe und Verehrung wert ist. Es ist daher nur sachgemäß, daß jemand, der sich um eine allseitige Bildung bemüht, auch wünschen sollte, die hohe Würde und die große Bedeutung des ehelichen Lebens mit seinem reichen Rahmen verstehen zu lernen, um darüber richtig und vernünftig sprechen zu können. Es hat dasselbe zu viel Schönes und Heiteres an sich, als daß darüber nicht gelegentlich etwas Humoristisches abfallen sollte. Andererseits birgt es zu viele Möglichkeiten von Enttäuschung und Leid in sich, als daß da einem jeden Denkenden nicht bald die ernstesten Empfindungen kommen müßten.

Achter Brief.

Mein lieber T.! Sie huldigen einer ganz korrekten Mutmaßung, wenn Sie annehmen, daß ich Ihren Wunsch, über eheliche Verhältnisse und diejenigen gesellschaftlichen Beziehungen, welche zum Bunde für's ganze Leben führen, Weiteres zu wissen, nur billigen werde. Die Ehe und was drum und dran hängt, loser oder enger mit ihr verbunden ist, ist ein zu wichtiger Faktor unseres persönlichen, gesellschaftlichen und religiösen Lebens, als daß sich nicht jeder „Lernende“

so richtige und allseitige Anschauungen darüber verschaffen sollte, wie irgend möglich, auch wenn ihm die Sache sonst noch nicht, wie man sagt, auf den Fingern brennt. Es ist nun nicht gerade leicht, darüber etwas Ausführliches in populärer Darstellung zu finden. In den Lehrbüchern über Ethik wird natürlich auch dieses Kapitel behandelt, um es zu lesen, sollten Sie sich dann aber wohl das ganze Buch kaufen. Wenn Ihnen das paßt, so würde ich Sie auf Luthardts „Moral des Christentums“ verweisen. Ein nettes kleines Schriftchen über diesen Gegenstand betitelt: „Gedanken über das Heiraten“ hat der deutsche Evangelist E. Schrenk geschrieben, das sehr zu empfehlen ist. Manche gute Ideen lassen sich auch aus christlichen Erzählungen und Novellen gewinnen, z. B. aus Ottilie Wildermuths Schriften und Marie v. Nathusius: „Elisabeth“. Auch manche sogenannte „Dorfgeschichten“ liefern passendes Material zum Nachdenken über den einen und anderen Punkt, der hier herein kommt. Natürlich ist auch die poetische Literatur nicht zu übersehen. Goethes „Tasso“ und „Hermann und Dorothea“ enthalten viele anregende Ideen über eheliches Leben. Unsere Dichter sodann wie Chamisso und Rückert und E. Geibel haben in schwungvollen Versen alle die Empfindungen der männlichen sowohl wie der weiblichen Seele besungen, welche man unter dem Begriff „Liebe“ zu begreifen strebt. Vor allem sind aber die grundlegenden Gedanken, Mahnungen, Weisungen, Beispiele der heiligen Schrift nicht zu übersehen; denn sie liefert hier die zweifellos richtigsten Gesichtspunkte. Auch im Blick auf eheliche Fragen muß es heißen: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach meinen Worten.“ Vor den meisten englischen Sachen dagegen, welche junge Leute über eheliche Dinge aufklären wollen, ist oft zu warnen. Sie belehren nicht, sondern beschäftigen sich mit Gedanken und Dingen, welche schon der

besonnene junge Mensch zunächst noch gern auf sich beruhen läßt.

Bei allseitigem Nachdenken über eheliches Leben ist natürlich mit allgemeinen Grundanschauungen darüber zu beginnen. Da wäre denn zunächst zu constatieren, daß von allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft der Familienkreis der erste und wichtigste ist. In der Familie macht der einzelne Mensch seine Erscheinung und ihr verdankt er seine Erhaltung. Im Familienrahmen erblüht ihm sein reinstes und höchstes irdisches Glück. Durch ihn hängt er sodann mit der ganzen Menschheit zusammen und bildet einen Teil eines großen Organismus. Gott hat uns als Wesen geschaffen, welche einerseits von der Gemeinschaft abhängig, andererseits aber auch auf sie angelegt sind. Das macht die Ehe zur Grundlage aller menschlichen Gesellschaft. Ehe es Stämme und Völker gab, waren einzelne Familienkreise vorhanden. Und wie die andern irdischen Einrichtungen, in welchen uns unser irdisches Glück zuteil wird, wie Arbeit und Erholung, so stammt auch die Ehe aus dem Paradiese. Die Erschaffung des Weibes ist nicht aus einer sündhaften Unzufriedenheit Adams mit seinem einsamen Leben herzuleiten, wie man gemeint hat, sondern aus einem von Gott in ihn hinein gelegten Bedürfnis. Es muß im ursprünglichen Schöpfungsplan Gottes gelegen haben, die Menschheit mit einem „Männlein und einem Fräulein" beginnen zu lassen. Die Erschaffung des Weibes ist daher der eigentliche Schlußakt der Schöpfung und Eva bildete gleichsam das Juwel aller irdischen Lebewesen. Wer sich über diese Geschichte als über einer bloßen "rib-story" lustig machen will, der bezeugt damit, daß ihm jedes Zartgefühl für den geheimnisvollen Zusammenhang der Menschheit abgeht.

Es ist darum auch die Stellung der einzelnen Menschen und Völker zum Institut der Ehe ein Gradmesser ihrer sitt-

lichen Tüchtigkeit. Die Art und Weise, wie das Weib behandelt wird, zeigt bei einzelnen und ganzen Nationen, was für eine Ansicht sie von der menschlichen Würde hegen. Das lehrt uns ein flüchtiger Blick in die Geschichte. Bei den morgenländischen Völkern finden wir überall die Polygamie. Wie wenig galt da aber auch ein Menschenleben! Bei den Griechen und Römern findet sich nun wohl in der frühern Zeit manch schönes Bewußtsein davon, daß die Frau von großer Bedeutung für das gesellschaftliche Leben ist, aber man kam nicht darauf, wie dieser Punkt richtig zu verwerten wäre. Die Frau blieb doch die Sklavin des Mannes, blieb so der Bildung und dem Kulturleben fern und führte meistens in ihrer abgeschlossenen Häuslichkeit ein geistig ärmliches Leben. Damit hing eine laxe Ansicht über das Leben in einer wilden Ehe zusammen. Selbst die Philosophen fanden das nicht für unrichtig. Und schließlich zerfiel alle Zucht und Sitte dermaßen, daß Tacitus, ein römischer Schriftsteller, um 100 n. Chr. schreiben konnte: „Verführen und Verführtwerden heißt jetzt Zeitgeist.“ Dr. Uhlhorn zeigt in seinem vortrefflichen Buch: „Der Kampf des Christentums mit dem Heidentum“, wie die gesamte alte Welt an den Sünden gegen das Familienleben zu Grunde gegangen ist. Der Apostel Paulus erblickt aber in der Tatsache, daß man damals in einen so entsetzlichen Schlamm von sittlichen Lastern sinken konnte, eine Offenbarung des göttlichen Zorns. Im 1. Kap. des Römerbriefes führt er das ja des Nähern aus. Einen ungemein wohltuenden Kontrast dazu bildet die Stellung der Frauen bei unseren deutschen Vorfahren. Sie ist nicht die Schattenseite ihres Charakters, sondern dessen Lichtseite. Die alten Deutschen achteten und ehrten das Weib und sahen in demselben etwas Reines und Ahnungsvolles. In den wichtigsten Dingen hörten sie auf ihren Rat und scheuten ihren Tadel. Das bewirkte die Reinheit ihres Familien-

lebens und dieser Umstand hat wesentlich dazu beigetragen, unserm Volk seine ehrenvolle Stellung in der Geschichte zu erobern.

Neunter Brief.

Mein lieber T.! Es ist wirklich kaum nötig, auf den Umstand noch besonders den Finger zu legen, daß Gott selbst der Stifter der Ehe ist und daß wir ihn als den ersten Brautführer uns zu notieren haben. Aber dieses Stück heiliger Geschichte zeigt uns sehr klar, daß Gott die Ehe gewollt hat und seine dabei gesprochenen Worte stellen uns auch den Zweck und die Aufgabe derselben vor Augen. Ebenso lernen wir hier die Monogamie, also die Ehe zwischen einem Manne und einem Weibe, als die ursprüngliche Schöpferordnung kennen. Die Polygamie erscheint auch im alten Testament als eine Verirrung. In der von Gott abgewandten Kainslinie ist sie entstanden und wo immer sie auftritt, da ist sie mit Unfrieden und schlimmer Zerrüttung des Familienlebens verbunden. Gott trug sie an den Frommen des alten Bundes als ein Stück ihres noch unvollkommenen sittlichen Lebens, aber das, was von ihr berichtet wird, zeigt ihr Unheil. Abraham mußte die Hagar samt seinem Sohne entlassen; unter Jakobs beiden Frauen herrschte Zwist und Eifersucht, obschon sie Schwestern waren. Salomo äffte mit seinem Harem den orientalischen Königen nach, hat aber in seinem „Hohenliede" die Monogamie gefeiert und verherrlicht. Der sittliche Geist des alten Testaments hat die Polygamie schließlich aus dem jüdischen Volksleben hinaus geschafft. Zur Zeit Jesu war sie ganz beseitigt. Wo wir später irgend etwas davon in der christlichen Kirche finden, da muß es als eine große Verirrung beurteilt werden, die nur dadurch entstehen konnte, daß man nicht das alte Testament am neuen messen wollte und Christus nicht höher

stellte als Moses. Luther und Melanchthon erlaubten z. B. dem Landgrafen Philipp von Hessen eine zweite Ehe linker Hand und die sogenannten „Wiedertäufer" in Münster meinten, mit Verweisung auf die Patriarchen mehrere Frauen haben zu dürfen. Aber bezüglich beider Fälle ist die schärfste Verurteilung erfolgt. Ebensowenig wie die Sklaverei vermag sich irgend etwas von Polygamie auf dem Boden neutestamentlicher Gesinnung zu halten. Unser Herr Jesus sagt ausdrücklich, daß Mann und Weib *ein* Fleisch sind und das ist nur in einer monogamischen Ehe möglich.

Hat aber Gott die Ehe gestiftet, dann ist das Eingehen in dieselbe nichts Unrichtiges und der Verzicht darauf an sich nichts speziell Heiliges. Wenn Jesus Matth. 19 sagt: „Der *Mensch* wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen", so meint das nicht, daß jeder Mensch, er sei wie er wolle, zu heiraten *hätte*. Und was da in Vers 12 ff. steht, ist sicherlich nicht dahin zu verstehen, daß jemand, dem es ernstlich um das Himmelreich zu tun ist, deshalb auf die Ehe verzichten müsse. Es handelt sich da vielmehr um besondere Fälle, ähnlich wie bei dem reichen Jüngling und seinem Besitz. Um in besonderer Weise dem Herrn zu dienen, hat ja schon mancher längere Zeit oder für sein ganzes Leben von den Annehmlichkeiten eines eigenen Herdes abgesehen. Beim Apostel Paulus war das z. B. der Fall und ähnlich geht es bei Missionaren und Missionsschwestern, welche in ledigem Stande um so ungehinderter ihrem Berufe zu leben sich zu bestimmen vermögen. Auch was Paulus sagt, daß wer nicht heiratet, „besser tut", ist nicht so zu erklären, als ob er damit dem ehelosen Stand eine besondere Heiligkeit zuschreiben wollte, sondern nur als ein guter Rat für junge Leute, in den beginnenden Drangsalszeiten der nahe bevorstehenden Wiederkunft des Herrn, wie der Apostel meinte, das Heiraten lieber anstehen zu lassen, vielleicht im

Blick auf Jesu Wort Luk. 21, 23. Aus solchen Stellen ergiebt sich, daß auch das Institut der Ehe, wie die andern Schöpfungsordnungen Gottes, den allseitigen verständigen und vernünftigen menschlichen Erwägungen anheim gegeben ist.

In einer sonderbaren Inkonsequenz befindet sich die römische Kirche, wenn sie einerseits die Ehe als ein Sakrament hinstellt, also als eine Einrichtung, durch welche eine spezielle Gnade erlangt werden kann, die sonst nicht zu gewinnen ist, andererseits aber das eheliche Leben für eine besondere Stufe der Heiligkeit erklärt und deshalb von den Priestern den Verzicht auf die Ehe verlangt. Viele von diesen fallen in schlimme Unsittlichkeit und kommen in große Gewissensnot. Menschengebote über Gottes Wort zu stellen, hat sich in Rom bitter gerächt und tut es noch. Die römische Ethik sieht in der Ehe nur eine Befriedigung natürlicher Empfindungen und Wünsche, nicht eine edle sittliche Einigung von Mann und Weib, wodurch deren persönliche Charakterbildung befördert und deren Tüchtigkeit zur Arbeit im Reiche Gottes erhöht wird. Das zeigt sich besonders in der segensreichen Bedeutung, welche das Familienleben von Lehrern und Predigern für den Kreis gewinnt, in welchem es sich entfaltet. Das sogenannte „evangelische Pfarrhaus“ bildet einen wesentlichen Faktor im sittlichen und religiösen Leben der protestantischen Kirche. Das müssen selbst römische Geistliche einräumen. Dr. Luthardt berichtet in seinen „Erinnerungen“ von einem römischen Priester in Tirol, welchen er im Wirtshause als seinem beständigen Aufenthalt angetroffen habe, da ihm daheim jede Gemütlichkeit fehle. Und dem weiblichen Teil seiner Gemeinde steht der römische Geistliche ganz naturgemäß fremd gegenüber. Der vielseitige reiche Segen, welchen Gott der Menschheit im ganzen und den Menschen im einzelnen in dem Institut der Ehe geschenkt hat, wird durch keine andere Einrichtung ersetzt werden können.

Zehnter Brief.

Mein lieber T.! Die in meinem vorigen Schreiben gemachten Ausführungen über die unlogische und unbiblische Stellung der römischen Kirche zur Ehe lassen Sie, denk ich, ohne Schwierigkeit erkennen, daß es bezüglich derselben eine einseitig natürliche und auch eine einseitig geistige Auffassung geben kann.

Die erstere will in der ehelichen Gemeinschaft nur ein natürliches Verhältnis sehen, das die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts bezweckt. Es ist jedoch das Wörtchen „nur" hier sehr irreführend. Es überspannt einen Punkt, welcher sonst richtig und biblisch ist und nicht übersehen werden darf.

Es ist aber schwer, darüber Passendes zu schreiben. Sehr weitgehend ist nämlich die sinnliche Seite unseres Wesens der Wohnplatz der Sünde geworden und gerade hier fühlt jeder auch nur allgemein christlich denkende Mensch, daß wir nicht so sind, wie wir sein sollen. Daher hält uns das Gefühl der Scham davon ab, von diesem Punkt viel was zu reden. Sehr angebracht ist es, wenn Eltern ihren heanwachsenden Kindern über denselben das Nötigste sagen und sie ermahnen, vor sündhafter Neugier auf ihrer Hut zu sein, ja gern dasjenige noch nicht wissen zu wollen, was zu ihrer Lebensstufe noch nicht gehört. Wenn sich nämlich irgendwo der Betrug der Sünde breit macht, dann ist es hier. Es ist daher etwas Großes und Edles, wenn junge Leute auch über die geschlechtliche Seite des Menschen in einer Weise denken lernen, welche die Ehrfurcht gegen Gott mit einschließt, der uns erschaffen hat, wie wir sind, der uns auch die ehelichen Neigungen und Bedürfnisse in die Seele gelegt hat und der durch eine richtige Bildung und Zügelung derselben die Menschen auch in dieser Beziehung eine wichtige Aufgabe lösen lassen will. Die natürliche Gemeinschaft, hat man

wohl richtig gesagt, bildet die unterste Grundlage des ehelichen Lebens. Wo man roh und wüst darüber spricht, da offenbart man eine gewisse innere Verwilderung und vergreift sich an einem Stück hoher Würde des menschlichen Geschlechts. Glauben Sie es mir, Sie werden christlich gebildete Leute nie anders als in sorgfältig abgewogenen Worten über diese Sache reden hören. Daß Sie da nicht mithalten werden, wo man es anders macht, darf ich Ihnen wohl zutrauen.

Eine einseitig g e i st i g e Auffassung der Ehe widerspricht aber sowohl den menschlichen Empfindungen wie auch den klaren Worten der heiligen Schrift. Zu unserm ersten Elternpaar sprach Gott noch im Paradiese: „Seid fruchtbar und mehret euch“, — das Wort stempelt auch die natürliche Seite des ehelichen Lebens zu einer Gott gewollten Sache. Es ist also unrichtig, wenn z. B. gewisse extrem gehende Christen, wie die Gichtelianer, aus den bestehenden Ehen bloße Freundschaftsbündnisse machen möchten und ihren Kindern das Heiraten verbieten. Wie wenig ihnen letzteres gelingt, darüber kursieren ja manche ergötzliche Geschichten, die da beweisen, daß sich dasjenige mit keinem Machtspruch aus der Menschenbrust entfernen läßt, was Gott da hinein gelegt hat. Er hat auch dieses Stück des menschlichen Wesens für „gut“ angesehen. Das verkennt besonders auch der russische Literat Leo Tolstoi, wenn er für die Ehelosigkeit so radikal eintritt, daß dadurch dem weitern Bestand der Menschheit ein Ende bereitet werden würde. Es ist sehr natürlich, daß ihm seine eigenen Kinder nicht folgen. Eine normale Ehe ist Geistes- und Naturgemeinschaft und wer sich da in der heiligen Schrift mit richtiger Empfänglichkeit für das sittlich Edle und Gute die betreffenden Abschnitte über eheliches Leben suchen und lesen wird, der wird betreffs dieses wichtigen Stückes unseres irdischen Lebens vor extremen und ungesunden Ideen bewahrt bleiben.

Dem allseitig Denkenden muß es bald als zutreffend einleuchten, wenn da gesagt wird, daß Mann und Weib, jeder für sich allein, die Idee der Menschheit nur einseitig ausprägen. Beim Manne wiegt Kopf, Verstand und Wille und das praktische Handeln vor. „Er muß hinaus“, wie der Dichter sagt, „ins feindliche Leben, muß ringen und streben, muß wirken und schaffen, muß wetten und wagen — das Glück zu erjagen“ — also für sich und die Seinen eine so sichere Existenz gründen wie nur möglich. Beim Weibe dagegen wiegt das Gemütsleben vor, Herz und Gefühl. Daher versteht sich die Frau auf die Welt der kleinen Dinge, weiß diese zu gestalten und in einem engen Kreise viel Schönes und Reizendes zu schaffen. Weniger auf dem Wege der Logik weiß sie das Richtige zu finden als vielmehr dem der Anschauung. Ohne sich über alle möglichen „Wenn“ und „Aber“ bei zweifelhaften Fällen viel Kopfzerbrechen zu machen, sagt sie einfach: „Mir ist es so!“ und trifft damit oft meisterhaft das Schickliche und Rechte. Ihr Taktgefühl, meint man, ist stärker als ihre philosophische Begabung. Wie weit das gut zutrifft, lassen wir dahingestellt, aber davon sind wir wohl überzeugt, daß Mann und Weib auf Ergänzung hin angelegt sind. Im ehelichen Zusammenschluß sollen daher beide die volle Idee der Menschheit ausprägen. Da soll sich des Dichters Wort bewähren:

„Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben.“

In seinem schönen Drama „Tell“ hat Schiller an dem bedächtigen Stauffacher und seiner resoluten Gertrud diese gegenseitig ergänzenden Beziehungen der Ehegatten dargestellt, und dann auch an der Hedwig gezeigt, wie das weibliche Auge oft auf den ersten Blick das sittlich Schlechte an einem Menschen erkennt. Aus allen diesen Beobachtungen und Erwägungen ergibt sich nun ganz naturgemäß, daß die

höchste Bedeutung der Ehe auf dem geistigen Gebiet liegt. Hier sollen die Ehegatten zu einer gegenseitigen Beeinflussung und Bildung ihres Charakters kommen, welche einen reichen Gewinn für dieses und das zukünftige Leben in sich schließt.

Elfter Brief.

Mein lieber T.! Zweifellos werden Sie im Anschluß an unsere bisherigen Betrachtungen über Sinn und Aufgabe des ehelichen Lebens bereit sein einzuräumen, daß alle die darauf sich beziehenden Dinge eine hohe Würde an sich tragen. Ist die Ehe von Gott eingesetzt, sind die Empfindungen und Regungen und Triebe, welche den Menschen zum Eingehen in dieselbe befähigen und auffordern, von Gott gegeben, so folgt daraus, daß auch diese Seite unsers Wesens unter den Gesetzen und Fingerzeigen zu stehen hat, welche wir in der heiligen Schrift hierüber verzeichnet finden. Diese nun zeigt uns in unserm Körper einen zum Tempel des heiligen Geistes veranlagten und bestimmten Organismus. Das adelt auch unsere auf das eheliche Leben hindrängenden Gefühle und Neigungen, das macht eine entsprechende Bildung und Zügelung derselben aber auch zu einer sehr wichtigen Pflicht junger Leute. Was die heilige Schrift unter den Tugenden der Keuschheit und Züchtigkeit verstanden haben will, das sollten sie sich klar zu machen suchen und Stellen wie Sprüche 6 und 7 als eine Warnungstafel bestimmendster Art verehren. Als ein Abendrot des verlorenen Zustandes der Unschuld im Paradiese ist uns das Schamgefühl geblieben. Sehr natürlich pflegt eine christliche Erziehung dasselbe bei den Kindern und läßt es geradezu eine Art Schutzengel derselben sein. Bei jungen Leuten sollte es sich zum Schicklichkeits- und Anstandsgefühl vertie-

fen und auswachsen, welches sie im Verkehr miteinander in einer beständigen Besorgnis erhält, in Kleidung und Haltung, in Wort und Miene, in einer nicht zu engen Berührung der beiden Geschlechter doch ja solche Linien und Formen zu bewahren, welche vom Standpunkt gebildeter, edler Sittsamkeit gerechtfertigt werden können. In den berühmten „Briefen aus der Hölle“ von Rowel läßt der Verfasser ein gesunkenes Mädchen einen jungen Mann beschuldigen, daß er sie durch einen rein zum „Jux“ gegebenen Kuß auf die abwärts gehende Bahn der Sünde geführt habe. Dergleichen Beispiele sollten junge Leute auch im sogenannten „harmlosen Verkehr“ vorsichtig machen. Sie sind Gott auch dafür verantwortlich, wie sie einander beeinflussen und viele gehen in dieser Beziehung mit schwerer Schuld belastet durch das Leben. Da heißt es also, einen entschiedenen Kampf führen gegen irgend welches Aufflammen sündhafter Leidenschaft und sich die Gedankenwelt rein erhalten von unreinen Bildern und Begierden, um nicht nur den äußeren Anstand zu wahren, sondern auch im Innern der Seele rein und keusch dahin zu gehen. Hierzu gelangt man freilich nur durch den Beistand höherer Kräfte und jedenfalls bezieht sich der Apostel Johannes auf diesen edlen Zug christlicher Ritterschaft, wenn er 1. Joh. 2, 14 den Jünglingen seiner Gemeinden schreibt: „Ihr habt den Bösewicht überwunden, weil ihr stark seid und das Wort Gottes bei euch bleibet.“

An und für sich aber sind unsere zur Ehe führenden Empfindungen und Regungen nicht sündlich, sondern bilden vielmehr ein Stück unserer von Gott gewollten Entwicklung. Wie der milde Sonnenstrahl im Frühling Blüten und Gräser hervorlockt, so erwachen in den Jahren, die da kommen, nachdem die Kinderschuhe abgelegt worden sind, bei allen normal heranwachsenden jungen Leuten, Jünglingen und Jungfrauen, jene geheimnisvollen Regungen, welche die

Dichter nie müde werden zu besingen, die wir Liebe nennen. Natürlich muß diese eigentümliche Sehnsucht des Herzens zunächst gebildet, gezügelt werden, sie muß sich klären und sich selbst gleichsam verstehen lernen; sie wird zunächst unbefriedigt bleiben müssen, weil der jugendliche Mensch in seinem verständigen und besonnenen Denken es sich noch versagen muß, ein Ziel dieses seines Verlangens zu suchen und ins Auge zu fassen. Aber entstehen wird dieser Zug in ihm; es müßte als etwas Abnormes bezeichnet werden, wenn er nicht entstünde. Es gehört das mit zur Gesundheit des geistig-leiblichen Naturlebens des Menschen, sagt Luthardt und fährt dann fort: „Wir dürfen getrost sagen, es ist diese Bewegung der Seele ein Werk Gottes in unserer Natur, dessen wir uns nicht zu schämen, sondern das wir dankbar zu ehren haben."

Wohl keiner unserer Dichter hat dieses Erwachen der Gefühle der Liebe in der Maienzeit des Lebens ergreifender besungen als Schiller in seiner „Glocke", wo er es schildert, wie der Jüngling oder junge Mann nach jugendlichen Quer- und Irrfahrten sich dessen bewußt wird, daß die Jungfrau für ihn eine geheimnisvolle Anziehung hat. Da heißt es ja:

„Es faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Tränen
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Errötend folgt er ihren Spuren
Und ist von ihrem Gruß beglückt,
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O, daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Viel, sehr viel von dem sogenannten „bessern Selbst“ des Menschen haben wir jedenfalls in dieser seiner Begabung zu suchen, sein Glück in der Beglückung eines andern zu gewinnen. Es ist dieses auch ein Stück von dem göttlichen Ebenbilde, welches ihm auch nach seinem Falle noch geblieben ist.

Zwölfter Brief.

Mein lieber T.! Nach genauem Durchlesen meines vorigen Schreibens werden Sie wohl ganz bereit sein, den Punkt der Ehe von einer noch anderen Seite zu betrachten. In ethischen Schriften, Vorlesungen und Vorträgen wird nämlich ganz einfach und unumwunden von einer *ehelichen Pflicht* geschrieben und geredet, der sich eigentlich kein normaler Mensch entziehen darf. Es ist also falsch, sie als so eine Art von bloßem Vergnügen anzusehen, das sich der eine leisten darf, wenn es ihm paßt und der andere auf sich beruhen lassen mag, wenn es ihm so besser genehm ist. Im Gegentheil — nach drei Beziehungen hin wird das Eingehen einer Ehe als ein Stück sittlicher Aufgabe des einzelnen entwickelt.

Der normale Mensch ist *sich selbst* die Ehe schuldig. In ihm ruhen Empfindungen und Neigungen, welche er anders nicht in entsprechender Weise befriedigen kann. Es drängt ihn, sich einem anderen menschlichen Wesen ganz hinzugeben, es zu beglücken, von ihm zu lernen, mit ihm des Lebens Freude und Leid zu teilen. Er muß die edelste Seite seines Wesens unangebaut lassen, ja sie in gewissen Fällen mißhandeln, wenn er durchs Leben gehen will, ohne einem andern seine Liebe, sein Herz, sich selbst zu schenken. Es kann jemand viel an einem Freunde haben, aber Freundschaft und eheliche Liebe decken einander noch lange nicht.

Der einzelne ist die Ehe sodann der Menschheit schuldig. Er selbst verdankt ja der Ehe sein Dasein und meistens dem Familienrahmen alles das, was er von Kind auf an Glück und Sonnenschein genossen hat. Sollte er sich da nicht verbunden fühlen, in diesem allgemeinen System so wenig wie möglich eine bloße Null, am wenigsten bloß der Nehmende, sondern vielmehr auch der Bauende sein zu wollen? „Was wir sind, das sind wir andern schuldig!“ sagt der Dichter. Andere Menschen sind ja auch auf die Ehe hin angelegt. Folgt der einzelne seinen ehelichen Empfindungen, so begiebt er sich damit auf die Bahn, einem andern zu gleichem Glück zu verhelfen. Es muß daher als ein Symptom gesunden physischen und moralischen Lebens angesehen werden, wenn junge Leute von vornherein mit dem Gedanken rechnen, auch einmal zu heiraten und im Rahmen des Familienlebens ihre reifste Entwicklung zu gewinnen.

Der Mensch ist aber auch Gott die Ehe schuldig. Gott hat ihn erschaffen, mit den leiblichen und seelischen Eigentümlichkeiten und Neigungen, die er im Laufe seiner Entwicklung in sich vorfindet. In der Entwicklung, Zügelung und richtigen Befriedigung auch seiner auf das eheliche Leben sich beziehenden Wünsche will ihn Gott jedenfalls ein wesentliches Stück seiner persönlichen Bildung für Zeit und Ewigkeit finden lassen. Das Familienleben bildet des Menschen engste Lebensschule, aber auch seine segensreichste. Nicht von ungefähr wird es in der heiligen Schrift durch Spruch und Dichtung gefeiert, nicht von ungefähr hat es Gott mit so herrlichen Verheißungen ausgestattet, nicht von ungefähr darf die Ehe Modell stehen für die engen Beziehungen des Herrn zu seinem Volke und Christus zu seiner Gemeinde. Das darf man nicht vergessen, wenn man sich richtige Ansichten über die spezielle Würde des Familienlebens bilden will, — das darf derjenige aber auch nicht übersehen, welcher es sich erlaubt, von festen ehelichen Beziehungen abzusehen, ohne sich darüber klar zu sein, daß ihn Gott so führt.

Als ein warnendes Beispiel letzterer Art darf man wohl auf den berühmten deutschen Dichter Goethe verweisen. Als Student auf der Straßburger Universität 1771 wurde er auf seinen Kreuz- und Querfahrten im schönen Elsaß auch mit dem Pfarrer Brion und seiner Familie zu Sesenheim bekannt und dort nett und freundlich aufgenommen. Die ländliche Umgebung, die patriarchalische Einfachheit des häuslichen Lebens und der ungezwungene, natürliche Verkehr der Pfarrfamilie übte eine tiefe Wirkung auf den 22-jährigen Goethe aus. Besonders aber fesselte ihn bald die lieblich zur jungfräulichen Blüte sich entfaltende 16jährige Friederike. Er konnte sich an ihrer anmutigen, heitern Gestalt nicht satt sehen; sie nahm sein ganzes Herz gefangen. Immer wieder kehrte er im gastlichen Pfarrhause ein, um stundenlang mit dem arglosen, vertrauensfertigen Mädchen auf der Rasenbank zu sitzen und zu plaudern. Seine Briefe an sie und seine Gedichte, welche er ihr übersandte, atmen ganz die Stimmung und Empfindung eines rechtschaffenen Liebhabers. Einige derselben sind ja wahre Perlen unserer Poesie, z. B.:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war getan, fast eh' gedacht.
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgetürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah."

Oder auch: „Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebster noch vorbei;
Aber wenn er einst den Hafen
Nach dem Sturme wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter strafen,
Wenn er ohne dich genießt."

Aber Goethe war durchaus nicht gewissenhaft in seinem Verhalten gegen Friederike Brion. Er ließ sich fortreißen, ihre edelsten Empfindungen zu entflammen, die Romantik des Verhältnisses poetisch auszukosten, und dann da, wo die Sache ernst werden sollte — abzubrechen und fortzueilen. Natürlich verfolgte ihn das quälende Bewußtsein davon in stillen Stunden. Acht Jahre später suchte er das betrogene Mädchen wieder auf. Es zürnte ihm nicht, sah aber blaß und hager aus und ist unverheiratet geblieben. Goethe aber blieb nach manchen andern mißlichen Liebesepisoden schließlich in einer Ehe ohne kirchliche Trauung hängen, in welcher er recht bittere Erfahrungen gemacht hat. Er ging eigene Wege, ohne Leitung von oben und daher auch ohne Frieden und innere Seelenruhe.

Dreizehnter Brief.

Mein lieber T.! Wir sind mit der Besprechung ehelicher Sachen in das sogenannte negative Fahrwasser geraten. Es freut mich, daß Sie sich die Jugedgeschichte Goethes nachgelesen haben und meinen in meinem vorigen Schreiben über ihn gefällten Urteilen beistimmen. Ein junger Mann tritt seine Manneswürde mit Füßen, wenn er in seinem Gebahren gegen die Mädchenwelt nicht gewissenhaft handelt, also Hoffnungen erweckt, welche er nicht halten will, Andeutungen macht, die er nicht überlegt hat. Da mag man wohl des Matthias Claudius' Wort an seinen Sohn citieren: „Mein Sohn, tue keinem Mädchen etwas zu Leide, sondern denke daran, daß deine Mutter auch einmal ein Mädchen war!“ Junge Leute sollten daher auf ihrer Hut sein, um mit denjenigen Empfindungen und Gefühlen, welche schließlich zum ehelichen Bunde führen, doch auch ja keine Spielereien zu treiben. Das kann leicht da geschehen, wo sich jemand

noch an kein besonnenes Zügeln und Bilden derselben gemacht hat, sondern dem ersten besten Rausch sich hingiebt, der in ihm aufsteigt. In seiner schönen Novelle: „Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo“ hat der dänische Professor Scharling in höchst fesselnder Weise das erste Auftauchen solcher „romantischen“ Gefühle eines jungen Studenten gezeichnet. Dieser beobachtet in den beiden Töchtern des Pastors, bei welchem er mit seinen zwei älteren Brüdern einige Tage zubringt, nette, gebildete und edle junge Damen, deren weibliche Anmut ihn derart fesselt, daß er fest glaubt, er sei nun verliebt. Er weiß bloß nicht, in welche und plagt sich redlich damit ab, wie er das feststellen soll; beide kann er doch nicht heiraten. In diesem seinem unklaren Hindämmern merkt er gar nicht, daß seine beiden älteren Brüder mit den beiden Mädchen auf eine andere als steif gesellschaftliche Art verkehren, sodaß sie ihn plötzlich durch die Anzeige ihrer Verlobung mit denselben überraschen. Er hatte sich mit seinen Gefühlen also bloße Tändeleien erlaubt.

Wie leicht sich junge Leute überhaupt von augenblicklichen Aufwallungen hinreißen lassen, davon liefert der bekannte Dichter Karl Gerok in seinen „Jugenderinnerungen“ an seinem Bruder Theodor ein Beispiel. Dieser hatte beim Abgangsexamen von der Universität etwas Mißgeschick gehabt und sein Heil im Besuch eines befreundeten Pfarrers auf dem Lande gesucht. Wie aber im Examen den Kopf, so verlor er hier sein Herz: Nach wenigen Tagen schrieb er seinem Bruder, daß er der glücklichste Mensch auf Erden sei, indem er in einer benachbarten Pfarrerstochter das Glück seines Lebens gefunden habe. Er bat ihn, hinzukommen, sich von der Vortrefflichkeit seiner Wahl zu überzeugen und ihm das väterliche Jawort zu seiner gewünschten Verbindung auszuwirken. Karl Gerok meinte nun wohl, ihm diese brüderliche Aufmerksamkeit nicht versagen zu dürfen, fühlte jedoch im

Verlauf seines Schreibens an den Vater mehr und mehr, daß sich sein Bruder doch in eine recht unbesonnene und mißliche Lage gebracht habe. Der alte, verständige Pfarrherr erledigte den fatalen Punkt denn auch in einer zwar netten, aber summarischen Weise. Er schrieb sofort an den betreffenden Amtsbruder, daß er sich der Verbindung mit einem so geschätzten Kollegen, mit einer so achtungswerten Familie und mit einem so liebenswürdigen Fräulein nur freuen könne, daß sich aber sein Sohn einen ungünstigen Zeitpunkt zu einer Verlobung gewählt habe, indem ja vorläufig dessen ganze Zukunft ein großes Fragezeichen wäre. Im Interesse des jungen Mannes, besonders aber der jungen Dame, um deren Lebensglück es sich ja hier wesentlich handle, müsse er also wünschen, daß diese Verbindung vorerst wenigstens so lange abgebrochen würde, bis sich Theodors Aussichten günstiger gestaltet hätten. Dieser bekam nun sofort sein Jawort zurück und kehrte bald darauf erleichterten Herzens heim. Auch das Mädchen benahm sich würdig in der Sache. Beide heirateten später andere Partien.

Ein unbesonnenes, leichtfertiges Hingeben an bloße Gefühle, ohne dabei nach verständigen Erwägungen zu fragen, kann besonders da sehr mißlich werden und einen Schatten über das ganze Leben werfen, wo es sich von einer Persönlichkeit zur andern wendet. Davon zeichnet der Evangelist S. Keller (Ernst Schrill) in seiner fesselnden Novelle: „Im Schatten der Schuld" ein ergreifendes Stück Lebensgeschichte. Er führt in derselben einen jungen Tischler vor, der plötzlich eines Abends einer Jugendfreundin seine Liebe zu ihr erklärte, ohne daheim irgend etwas von so einem Schritt gesprochen zu haben. Natürlich erfahren die Eltern bald, was vorgefallen ist und der sehr verständige Vater macht seinem 20jährigen Sohn den Standpunkt klar. „Das tut mein Lebtag nicht gut", sagt er ihm, „wenn ein Junge deines Alters,

der keinen Stuhl sein Eigentum nennen kann, schon anfängt, sich mit Mädchen einzulassen. Mit dem nächsten Schiff gehst du ins Ausland, um dort dein Handwerk noch besser zu lernen, und kommst mir in drei bis vier Jahren nicht heim. Später wollen wir sehen, wann und wie. Erst zeigen, was du gelernt hast und daß du ein Weib ernähren kannst, — und dann sprich mir wieder vom Verlieben." Der junge Liebhaber wußte aber das Mädchen noch einmal zu treffen und ihr feierlich die Frage vorzulegen: „Wirst du mich lieb behalten und immer glauben, daß wir verlobt sind miteinander für alle Ewigkeit?" Sie nickte stumm dazu und so reiste er mit dem befriedigenden Gefühl ab, daß ja sein eheliches Lebensglück gesichert sei, es möge kommen, was da wolle. Bald aber traf er unter eigentümlichen Umständen mit einer gebildeten, äußerst netten und angenehmen jungen Dame zusammen, der er sich dienstgefällig erweisen durfte und die sich ihm bald in mißlichen Lagen anvertraute. Da ihre Familie in Stand und Vermögen heruntergekommen war, so kam sie dem jungen, soliden Tischler mit offenem Interesse entgegen. Dieser aber fand sich durch ihre liebliche Erscheinung und ihr gebildetes, geistreiches Geplauder bald so völlig beherrscht, daß er ohne sie nicht leben zu können meinte. Enger und enger gestalteten sich seine Beziehungen zu ihr, bis er mit der Frage herausrückte, ob sie nicht die Seine werden wolle. Seine erste, jugendlich stürmische Liebe schien ihm völlig zu verblassen. Solch einen Verlauf der Dinge hatte das junge Mädchen nun doch nicht erwartet; sie machte ihn darauf aufmerksam, daß sie arm sei und auch sonst nicht zu ihm passe; aus Mitleid solle er sie nicht heiraten wollen. Er fühlte auch, daß sie ihm an Wissen und gesellschaftlichem Schliff weit überlegen sei, aber er mochte und wollte nicht mehr zurück und so kam endlich der Tag, wo er sie als seine Frau in die Arme schließen durfte. Da er ge-

schäftlich überaus erfolgreich gewesen war, so schien seinem Glück nichts zu fehlen. Und doch befand er sich im Schatten der Schuld. Mißliche Sachen der Verwandten seiner Frau machten ihm viel zu schaffen und im Stillen mußte er sich doch immer aufs neue gestehen, daß er für Musik und Literatur, worin seine Frau lebte und webte, zu wenig Verständnis habe. Als sie nun nach wenigen Jahren an der Schwindsucht dahinsiechte, empfand er auch das als eine Strafe seiner Jugendtorheit. Er gestand ihr in einer ernsten Stunde sein erstes Liebesverhältnis. Sie aber war innerlich weit gereift und wußte richtig darüber zu denken und zu urteilen. „Da hast du an dir und an mir und an den andern schweres Unrecht getan“, sagte sie — „aber was hilft nun alles Klagen und Vorwerfen? Es fragt sich nur, was geschehen muß, um den Bann solcher Sünde los zu werden. Jedenfalls mußt du innerlich mit Gott zuerst ins Reine kommen, dann wird sich auch weiterhin der Weg der Entlastung öffnen.“ Das junge Frauchen geht bald selig heim und auch der Tischler vermag seine Sache befriedigend zu ordnen. Der Leser notiert es sich aber tief und genau, daß vor übereilten Liebeserklärungen sehr zu warnen sei.

Vierzehnter Brief.

Mein lieber T.! Im Anschluß an die in meinem vorigen Brief angeführten Beispiele von leichtsinnigen und unbesonnenen Heiratsgeschichten erlaube ich mir, Sie noch darauf hinzuweisen, daß sich junge Leute auf diesem Gebiet förmlich bodenloser Leichtfertigkeit schuldig machen können. Oft sind Eltern und Verwandte mit daran beteiligt, welche kaum den Tag erwarten können, an welchem ihre Tochter oder Freundin als „schon verlobt“ bezeichnet werden kann. Ein Beispiel dieser Art zeichnet der Berliner Julius

Stinde in seinem berühmten Buch: „Die Familie Buchholz". Er läßt in demselben gleich zu Anfang einen Herrn Bergfeldt auftreten, dem von der Frau Buchholz nach einem Konzert in einer Restauration der Vorwurf gemacht wird, daß er sich um seine junge Tochter schlecht kümmere und scheinbar nicht merke, wie ihr von einem auch noch sehr jungen Studenten, Namens Weigelt, der Hof gemacht wird. „Na", heißt es, „die Bemerkung machte Aufregung." „Ich will nicht hoffen" — rief Bergfeldt aus. „O Papa", schluchzte die Tochter, „Franz meint es aufrichtig." „Welcher Franz?" fragte er. „Nun, eben Herr Weigelt", bemerkte seine Frau, „er liebt unsere Tochter treu und innig . . . " „Ich bitte Sie um ein Wort", wandte sich nun Herr Bergfeldt an den jungen Studenten, der aufgestanden war, aber zitterte wie eine elektrische Klingel, so daß er einen dauern konnte, — „wer sind Sie?" „Student der Rechte." „Wo haben Sie meine Tochter kennen gelernt?" „Im Konzertsaal." „Und sie lieben sich so sehr!" rief die Mutter. — „Ach ja, Papa", meinte die Tochter. — „Aber sie sind noch zu jung zum Heiraten und auf weite Aussichten hin gibt ein Vater seine Tochter nicht her." — „O Papa, du brichst mir das Herz", schluchzte die Tochter, — „Franz ist so gut." „Willst du unser Kind unglücklich machen?" fragte die Mutter, während der Student kein Wort hervorzubringen vermochte. „Werden Sie für das Glück unseres Kindes sorgen?" wandte sich nun Herr Bergfeldt an diesen. „Wollen Sie mir versprechen, fleißig zu sein, Ihre Examina zu machen, solide zu leben — und meine Aelteste, meine Erstgeborene —". Hier konnte er nicht weiter. Auch die Tochter war ganz aufgelöst in Tränen. Und als die Mutter nun rasch die Hände der beiden jungen Leute ineinanderlegte und sagte: „Ich segne Euch, meine Kinder!" da war es doch zu rührend. — Ganz natürlich heißt es aber später über diese ganze Szene, daß die

Sache übereilt war, indem die Verlobten beide höchst unfertige junge Leute seien, welche mit ihrem Verkehr an eine Verlobung wohl auch noch gar nicht gedacht hatten.

In vielen Fällen dieser Art, von welchen ältere, klar denkende Leute nur mit Bedauern Notiz nehmen können, fällt die Hauptschuld auf die betreffenden jungen Mädchen, welche dem ersten Aufwallen ihrer besonderen Empfindungen gegen einen Mann, der sich anders als steif förmlich zu nähern sucht, blindlings folgen und keinen besonnenen Rat annehmen wollen. Ein trauriges Beispiel dieser Art erzählt Cornelia Jacobshagen in ihren köstlichen Lebenserinnerungen „Licht von Oben“. In dem Hause eines reichen Mannes in Hamburg trat sie auch mit dessen 17jähriger Tochter Beata, einem fröhlichen, harmlosen, aber sehr zur Schwärmerei neigenden Mädchen, in Verbindung. Von dieser erzählt nun die Verfasserin: Eines Tages trat sie hastig in mein Zimmer, warf Hut und Tuch ab, setzte sich auf einen Stuhl und sagte: „Ich muß Dir doch mitteilen, daß ich mich soeben verlobt habe.“ — „Mit wem?“ fragte ich erstaunt. — „Mit dem Advokaten Dr. Rinnstein.“ — „Mit dem schrecklichen Menschen?“ rief ich entsetzt. — „Bitte, nenne ihn nicht schrecklich, denn er ist nun mein Verlobter“, sagte sie leidenschaftlich. — „Und haben Deine Eltern ihre Einwilligung dazu gegeben?“ — „Ach was, die wissen von nichts, gerade eben auf der Spazierfahrt haben wir uns verlobt.“ — „O Beata“, sagte ich, „wie konntest Du so einen Schritt tun, ohne ihn vorher mit den Eltern zu besprechen?“ — Da sprang sie aber auf und rief: „Du bist brav und meine Freundin, aber entsetzlich hausbacken. Du kennst die Liebe nicht. Weißt Du nicht, wie es heißt:

‚Liebe die allgewaltige,
Wie die Flamme glüht sie,
Wenn der Abend graut;

Wie die Rose blüht sie
Wenn der Morgen taut."
Wie ein Sternpaar blickt sie
Das im Dunkeln blinkt;
Wie die Well' erquickt sie,
Die der Durst'ge trinkt.'

Sieh, ich habe es mir so reizend ausgemalt, eine Zeit lang heimlich verlobt zu sein. In den Romanen wird dies so anmutig geschildert, ich habe Lust es zu probieren; das Leben an und für sich ist so entsetzlich prosaisch, da muß man suchen, ein wenig Poesie hinein zu bringen." — „Aber liebste Beata", warf ich ein, „das ist ja keine Poesie, das ist Sünde! Und weißt Du nicht auch, daß Dr. Rinnstein keinen guten Ruf hat? Er soll ein wüstes Leben führen, sehr jähzornig und dem Trunke ergeben sein." — „Das habe ich alles bedacht", sagte sie hierauf, „und es ihm sogar gesagt, als er mir in glühenden Worten seine Liebe gestand, und er wurde nicht böse, sondern weinte, hob flehend die Hände zu mir empor und rief: Ja, ich bin ein schwacher, elender Mensch, ich bin ein Ertrinkender, aber Sie können mich retten; Ihre Liebe wird mich gut und stark machen. Erbarmen Sie sich meiner; werden Sie mein rettender Engel; ich will Sie auf den Händen tragen und Sie segnen bis zum letzten Atemzuge! Konnte ich da anders als ihm meine Hand reichen? Es wäre doch unchristlich gewesen, ihn zu verstoßen! Es klingt doch so schön: ‚O Gott, wie muß das Glück erfreun, der Retter einer Seele sein!' Sieh, diesen Lohn möchte ich mir erwerben und Du hättest sehen sollen, wie er sich benahm. Ich saß auf einer Bank, aber er wollte sich nicht neben mich setzen, nein, er setzte sich zu meinen Füßen und deklamierte das hinreißende Gedicht von Freiligrath:

„So laß mich sitzen ohne Ende,
So laß mich sitzen für und für!

Leg' deine beiden frommen Hände
Auf die erhitzte Stirne mir. —
So bin ich fromm, so bin ich stille,
So bin ich sanft, so bin ich gut!
Ich habe Dich — das ist die Fülle!
Ich habe Dich — mein Wünschen ruht!"

Es war ein großer Augenblick; ich kann in Wahrheit mit dem Dichter sprechen: ‚Ich habe gelebt und geliebet!' "

Das unerfahrene Mädchen nahm kein besonnenes Wort an; es heiratete den Juristen und stürzte sich damit in eine tief unglückliche Ehe.

Solche Stücke ernster Lebensgeschichte zeigen, daß sich junge Leute binnen kurzer Zeit vergaffen und vergallopieren können. Schultze Schmidt schildert in ihrer Jugendschrift: „Mellas Studentenjahr" ein 16jähriges Mädchen, dem es so ergeht. Aber der betreffende junge Mann empfindet für solche jugendliche Torheit tiefes Mitgefühl und Mitleid. „Sehen Sie doch", ermahnt er es freundlich, „Sie dürfen mich nicht lieb haben. Seien Sie doch froh, daß Sie noch so ein blutjunges Ding sind, ohne Sorge und ohne Gram, Vater und Mutter immer bei der Hand für alle Not. Ich meine es gut mit Ihnen, darum sag' ich Ihnen: Wenn ein Kind sich um Dinge grämt, die nur erst für fertige Leute in der Welt sind, wissen Sie, — das ist S ü n d e ! Ich wollt', ich trüge erst so nur meine fünfzehn Jahre und könnte noch so ganz für mich selbst dahingehen."

Sie werden mir wohl zustimmen, lieber Tiesmeyer, daß es sich schon lohnt, in guten Schriften auch das zu unterstreichen, was da an besonnenen Worten über Verlieben und Verloben gesagt ist. Vieles davon gleicht goldenen Aepfeln in silbernen Schalen.

Fünfzehnter Brief.

Mein lieber T.! Ihre Bemerkungen und Fragen in Ihrem kurzen Schreiben von voriger Woche haben sehr guten Sinn. Es ist eine zugestandene Tatsache, daß viele junge Leute über das, was unter Liebe verstanden werden muß, höchst verworrene Begriffe haben. Sie suchen sich zu dienen, es für sich besser zu bekommen, wenn sie Heiratspläne machen oder sie folgen sentimentalen Empfindungen, wiegen sich dabei in einer bloß erträumten Welt und stellen sich unter der Ehe so eine Art mondbeglänzte Zaubernacht vor, ohne Wolken, ohne Sturm und ohne Prüfungen. Es ist darum sehr vernünftig, sich auch über „Liebe" so klare Ideen zu bilden wie möglich. Wer aufrichtig liebt, der will doch noch etwas anderes als jemanden haben, der ihm die Kleider ausbürstet oder die abgerissenen Knöpfe annäht oder den er ausschelten kann, wenn etwas schief geht. Natürlich darf Liebe auch nicht mit leidenschaftlichen Gefühlen verwechselt werden, welche jemanden bestimmen, die eine oder andere zu heiraten, weil sie „schön" ist und er doch auch eine Frau haben möchte. So einen Standpunkt rollt uns die Bibel in Simsons Beziehung zu der Philistertochter in Thimnath auf, welche er wider alles Abraten seiner Eltern heiratet, weil er sie „schön" fand. Welch entsetzliches Ende nahm doch dieser Roman für das unglückliche Mädchen, das freilich von dem, was bräutliche Liebe in sich schließt, auch kaum eine blasse Idee besaß!

L i e b e, mein Freund, ist im letzten Grunde ein tiefes Geheimnis, deshalb werden auch die Dichter aller Völker nie müde, sie in immer neuen Tonarten zu besingen. Da nun unser deutsches Volk ungemein gemütstief ist, so enthält auch seine Poesie einen reichen Schatz von Ideen und Aussagen, Bildern und Gleichnissen darüber, was die edelste menschliche Empfindung in sich schließt. Junge Leute werden gut fahren, sich das eine und andere Stück dieser Poesie genau anzu-

sehen. Natürlich findet sich hier auch viel Spreu. Was z. B. ein Schiller in seinen Gedichten an „Laura" zum Ausdruck gebracht hat, ist schwulstiges, wertloses Zeug. Bei Heine ist einiges Schöne, z. B. „Du schönes Fischermädchen", aber er ist sonst sehr ungenießbar; so sieht man besser von ihm ab. Es sind die Dichter von Gottes Gnaden, welche auf positiv religiösem Standpunkt stehen, an deren Liebesliedern man seine aufrichtige Freude haben und seine Begriffe über dieses wichtige Stück Leben gewinnreich bilden kann. Der liebenswürdige Chamisso hat z. B. in seinem Liederkranze „Frauen-Liebe und Leben" alle Phasen weiblicher Liebesempfindungen in einer Weise geschildert, welche auf die tiefsten Fäden dieser Sache eingeht. Wie schön besingt er z. B. den Verlobungsring als Symbol jungfräulicher, bräutlicher Hingabe an den Geliebten:

„Du Ring an meinem Finger
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werde ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz."

Dann hat Friedrich Rückert die zartesten Töne seiner reichen, tiefen Lyrik und auch ihre vollen Akkorde angeschlagen,

wo er die Liebe besingt. Eine ganze Gedichtsammlung unter dem Titel: „Liebesfrühling“ hat er hierüber erscheinen lassen. Da zeigt er uns, wie der Verlobten in ihrem neuen Verhältnis gleichsam eine ganz neue Welt aufgegangen ist und daß sie sich in ihrem bessern Selbst gehoben und veredelt empfindet:

„Daß du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt.
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bessres Ich!“

Ganz geht dann die Braut auf im Gedanken an den Bräutigam und freut sich unendlich, wenn er einmal wieder da ist:

„Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen.
Nahm er das meine?
Nahm ich das seine?
Die beiden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Nun ist erglommen
Des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter,
Ich seh es heiter
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.“

Der Bräutigam aber schreibt aus der Ferne:

„Dein war und bleib ich
Dein bin und bleib ich;
Schon ein Mal schrieb ich's,
Noch vielmal schreib ich's!“

Wahrhaft Liebende aber nehmen vor allem Gott in ihrem Bunde auf, sodaß jeder sagen kann:

„Ich bin mit meiner Liebe
Vor Gott gestanden,
Ich stellte diese Triebe
Zu seinen Handen.
Ich bin von diesen Trieben,
Nun unbetreten:
Ich kann dich, Liebster, lieben
Zugleich und beten.“

Solche Gesinnung läßt sie ihre ganze Sache und weitere Lebensführung denn auch Gott anheim geben:

„Herr, du hast alles wohlgemacht;
Ich will nichts, was nicht du willst schenken,
Du machst es nicht, wie wir's gedacht!
Du machst es besser als wir's denken.

Mich geb ich hier in deine Hand
Daß du mich meiner Liebsten gebest.
Du hast geschlungen dieses Band
O daß du's immer fester webest!“

Wenn Rückert auf die Liebe blickt, sagt Karl Barthel in seiner „Deutschen Nationalliteratur der Neuzeit“, dann ist ihm das goldene Zeitalter noch nicht entschwunden; dann atmet ihm die Welt eine jugendliche Frische. Er verfolgt darum auch die Liebe in die engumfriedeten Räume süßer Häuslichkeit, in das neue Leben mit der Braut, dem Weibe, dem Kinde, sich daran ergötzend, wie diese Sphäre eine so schöne Welt werden kann. Wahre Liebe ist ihm eben nicht bloße menschliche Seelenstimmung, sondern ein göttlicher Funke im Menschen, ein Lichtstrahl aus der oberen Welt. Darum singt er einmal:

„Es reut mich jeder Liedeston,
Der aufs verworrene Getriebe
Der Zeit sich wandt' und nicht auf Liebe.
Die Liebe ist der Dichtung Stern,
Die Liebe ist des Lebens Kern;
Und wer die Lieb' hat ausgesungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.“

Aber wohl der tiefsinnigste, gemütsvollste, ideenreichste Minnesänger des deutschen Volkes ist Emanuel Geibel. Er ist darum mit Recht der Lieblingsdichter deutscher Jünglinge, Jungfrauen und Frauen geworden. Wie alle echte Lyrik so ist auch die seinige aus eigenen Lebenserfahrungen herausgewachsen. Bei seiner poetischen Anlage war er schon in seinen jugendlichen Jahren dazu gekommen, ein edles Mädchen lieb zu gewinnen und diese Empfindung als ein süßes Geheimnis zu pflegen. Im Blick darauf sang er später:

„Wenn's irgend auf dem Erdenrund
Ein unentweihtes Plätzchen gibt,
So ist's ein junges Menschenherz,
Das fromm zum ersten Male liebt."

Als er aber nach absolvierten Universitätsstudien zu keinem besondern Beruf sich entschließen konnte, da drängten sich unberufene Leute in roher Art in seinen Roman, machten das junge Mädchen und dessen Familienkreis mißtrauisch gegen ihn, so daß die schönen Beziehungen in die Brüche gingen. Weil aber der junge Dichter fern von allen Liebeleien war, nichts von einem leichtfertigen, tändelnden Spielen mit seinen edelsten Neigungen wußte, so verwundete ihn diese bittere Erfahrung auf das tiefste. Darum sang er:

„Wo still ein Herz vor Liebe glüht,
O rühret, rühret nicht daran!
Den Gottesfunken löscht nicht aus!
Fürwahr, es ist nicht wohlgetan.

O gönnet ihm den Frühlingstraum,
In dem's voll ros'ger Blüten steht!
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies
Mit diesem Traum verloren geht."

Geibels Wunde vernarbte allmählig und nachdem er in München eine Professur angetreten hatte, kam für ihn mit seinen 36 Jahren ein neuer Lebensfrühling, der aber auch

in seiner Poesie die schönsten und duftigsten Blüten zur Entfaltung brachte. Er ist besonders der männlichen Liebe zur still Verehrten, dann zur Verlobten und Braut und Gattin. Als Dreißigjähriger schrieb er an einen Freund: „Weib und Kind zu haben ist eine Wurzel im Leben, die den ganzen Menschen zusammen und aufrecht erhält. Könnt' ich nur die Rechte finden. Aber das Suchen hilft eben zu nichts. Das muß wie das Größeste vom Himmel fallen.“ Endlich kam auch sein Glück. In einem Lesekränzchen hatte er eine stille, sinnige, gebildete junge Dame kennen gelernt, die es ihm antat, wie sonst keine. Ergreifend schildert er sein Lieben und sein Schwanken:

„Noch webt der Kindheit Dämmerung ihr um's Haupt
Und läßt sie träumen kaum von künft'ger Blüte;
Dein Wahn nur ist's, der mehr zu spüren glaubt;
Drum still mein Herz und dein Geheimnis hüte.

Doch einst, ach, wird sie einst die Deine sein?
Wirst du noch alternd ihrer Jugend taugen?
Mein gläubig Herz spricht: Ja, mein Kopf spricht: Nein,
Und heiß vom Herzen schießt's mir in die Augen.

So schwank ich Stund' um Stunde. Nacht wird Tag,
Und Tag wird Nacht im langen bangen Warten.
Wann kommst du, Mai? Wann blüht die Ros' im Garten?
Daß ich mein Schicksal wissen mag?“

Als er aber das Jawort erhalten hatte, wie quollen ihm nun die schönsten, edelsten Empfindungen aus der Seele! Eine fromme Minne ist ihm köstlicher als das Sonnengold des Morgens. Er sang unter anderm:

„Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!

Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust.
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du.
O gib das Herz aus deiner Brust!"

Offen und ehrlich bekennt Geibel aber auch, daß der Mensch aus bloßem eignem Vermögen nicht wahrhaft zu lieben vermag; in der rechten Liebe liegen vielmehr übernatürliche Kräfte. So singt er:

„Du suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt;
Denn Lieb ist Wunder, Lieb ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demut magst du sie empfangen,
Als kehrt ein Engel bei dir ein."

In Geibels Liebesliedern steckt ein speziell edler Zug, der adelt und erhebt, wie wenn es heißt:

„Du bist so still, so sanft, so sinnig,
Und schau' ich dir in's Angesicht,
Da leuchtet mir verständnisinnig
Der dunkeln Augen frommes Licht....

In Traumesdämmerung allmählich
Zerrinnt die ganze Seele mir,
Und nur das Eine fühl' ich selig,
Daß ich vereinigt bin mit Dir."

Wohin schließlich aber alles Eheglück den Menschen bilden soll, das kommt in folgendem Vers zum schönen Ausdruck:

„Das ist die rechte Ehe,
Wo zweie sind gemeint;
Durch alles Glück und Wehe
Zu pilgern treu vereint:

Der eine Stab des andern
Und liebe Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern,
Und Ziel das Himmelreich."

Die letzten Zeilen hatten für den Dichter etwas Prophetisches, denn schon nach einem dreijährigen ehelichen Glück wurde ihm seine treue Ada durch den Tod entrissen. Da wollte dem Dichter alles schwanken und wanken. Da sang er: „O Gott, sie haben — mein Weib und all mein Glück begraben!" Aber auf ihren Grabstein setzte er die Worte aus ihrem Lieblingspsalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden." Seine Frau hatte ihm eine Tochter geschenkt und mit ihr ist er seinen weitern Lebensweg gegangen; an eine zweite Heirat hat er nicht zu denken vermocht.

Was Geibel in seinen Studentenjahren und später auf den glänzenden Höhen der Gesellschaften am Königshofe über Liebe gedichtet und gesungen hat, das wird auch von der denkenden Jugend unserer Kreise sehr zu ihrem Vorteil erwogen werden können. Sie wird daran lernen, behutsam, vorsichtig, höflich mit einander zu verkehren und ein rohes, dorfsmäßiges Treiben zu vermeiden. Wie viel ist davon fast überall zu finden. Jünglinge von 18 und Mädchen von 16 Jahren, anstatt hübsch noch gesondert an schönen Abenden oder Sonntagnachmittagen mit guten Bildungsstoffen sich zu beschäftigen, zetteln mit einander herum, leisten einander Spazierfahrten (buggy rides), verplempern und vertrödeln köstliche Stunden, die dem eigenen innern Wachstum gewidmet werden sollten. Gehören Sie auch zu diesen, mein Lieber, — zu diesen, die mit jedem Mädchen anbändeln möchten? Jedenfalls nicht. Leider ist unser Land voll von blasierten jungen Leuten, die nach keinem gebildeten Verkehr streben, die beständig etwas kauen, als ob sie es gewissen Vierbeinern nachtun wollten. Wird sich bei so einem Gebah-

ren solch eine Beziehung zu einander gestalten können, welche im Sinne Geibelscher Poesie „Liebe“ genannt werden kann? In der wahren Liebe steckt doch das Streben, selbst etwas Ordentliches, Gehaltreiches zu werden, um jemanden anders reich und glücklich machen zu können. Wie haben die genannten Dichter danach gestrebt, etwas Tüchtiges aus sich zu machen, um erst dann bindenden Verkehr mit der Frauenwelt einzuleiten! Doch unser Thema ist uferlos und ich hätte schon längst abbrechen sollen. Sei es also genug für heute.

Sechzehnter Brief.

Mein lieber T.! Sie sind sicherlich ganz im richtigen Fahrwasser, wenn Sie den Vorsatz gefaßt haben, von der Ehe und dem Familienleben noch höher zu denken als bisher und sich auch in Gesprächen darüber nur würdiger Ausdrücke zu befleißigen. Die Ehe ist ja nichts Zufälliges im menschlichen Leben, sondern etwas Wesentliches. An ihrer richtigen Auffassung und Pflege hängt die physische und moralische Gesundheit der Völker. Die Ehe ist ein Beruf, für den man nicht ohne Weiteres fertig ist. Sowie der Mensch zu jeder Lebensstufe heranwachsen, für jede Lebenssphäre heranreifen muß, so ist auch das Eingehen einer Ehe an ernste Bedingungen geknüpft, welche nicht außer acht gelassen werden dürfen, wenn sich die Betreffenden nicht unglücklich machen wollen. In der Ehe treten ja zwei Menschen zu einer persönlichen, sittlichen und religiösen Lebensgemeinschaft zusammen; sie müssen daher imstande sein, dieselbe zu pflegen. Bezüglich des ersten Punktes müssen beide das genügende Alter erreicht haben. Kinderheiraten sind ein Unsinn. Und es ist doch auch schade, wenn sich junge Leute zu früh um ihre sorglose Jugendzeit bringen, gleichsam aus den Kinderschuhen in das Gebiet ernstester Lebenspflichten

hinübersteigen, besonders da, wo die wichtige Frage nach Brot und Kleidung von vornherein Besorgnis hervorruft. Bis zu gewissen Jahren wird jeder Mensch mehr Befriedigung gewinnen, wenn er für sich seiner Bildung und innern Entwicklung lebt, als wenn ihn zu früh Gedanken an anderweitigen Verkehr beschäftigen. Die ehelichen Bedürfnisse müssen sich finden, können sich natürlich auch durch das Lesen von Romanen sowie durch unpassenden Verkehr früher entwickeln und schneller zu bestimmten Wünschen auswachsen, als es wohl naturgemäß wäre. Andererseits läßt sich ihre Entwicklung auch aufhalten, und das ist entschieden das Bessere. Eine sehr begabte, klar und besonnen denkende Frau meines Bekanntenkreises ermahnte wiederholt ihre Töchter und deren Freundinnen, sich nicht zu früh in bindende Beziehungen einzulassen, nicht zu jung sich zu verloben und zu heiraten; das eheliche Leben sei eine so ernste Sache, daß man es nicht unvorbereitet betreten sollte. Sich zu binden, ehe man über eine gewisse Selbst- und Menschenkenntnis verfügt, ist in den meisten Fällen zum mindesten unklug — wenn auch Gott dergleichen Sachen bei denen, welche ihn sonst lieben, zu ihrem Guten zu überwachen weiß. Zu junge Leute kennen aber sich und ihre Eigenheiten ja noch nicht, sind noch ohne gutes Urteil darüber, was sich wohl für sie schickt, was wohl für sie paßt, was sie wohl befriedigen würde. Gelegentlich werden ja auch Partien eher von andern verheiratet als daß sie einander heiraten. Das ist oft für die Betreffenden ein recht mißliches Geschick. Das eheliche Leben ist ja ein Kampf, d. h. es verläuft in ernster Art auf dem Kampfplatz des wirklichen Lebens mit seinen eisernen Fragen. Da ist männliche Reife nötig, um sich an eine befriedigende Lösung derselben machen zu können. In normalen Fällen sollte ein junger Mann daher mit seiner Berufsvorbereitung fertig sein, wenn er sich daran macht, feste eheliche Beziehungen zu knüpfen, besonders wo nicht viel was von

Vermögen vorhanden ist. Lieber sich sein Ziel nicht zu hoch stecken, als wesentliche Arbeit in dieser Hinsicht bis nach der Hochzeit verschieben zu müssen. Es ist sicherlich der speziellen Notiz wert, was Fritz Fliedner in seiner Biographie berichtet, daß sein Vater, der berühmte Begründer des neuern Diakonissenwerkes, seinen Söhnen einprägte — sie sollten während ihrer Studentenzeit kein Mägdlein merken lassen, auch nicht durch einen einzigen Blick, welchen Eindruck es auf sie gemacht habe, und wenn es noch so begehrenswert erschien — bis sie eine gesicherte Lebensstellung hätten und sagen könnten: Morgen darf die Hochzeit sein! Zu so viel Selbstzucht, meinte er, sei ein junger Mann verpflichtet. Es sei unrecht, ein Mädchen als Braut an sich zu binden, wenn man ihm zumuten müsse, die Sorgen bezüglich der Examen u. s. w. mitzumachen. Allen Fragen und Bedenken hielt er die Versicherung entgegen: „Ist sie für dich bestimmt, so wird Gott sie für dich bewahren!“ Fritz Fliedner ist bei der Befolgung der Worte seines Vaters gut gefahren und viele andere stehen ihm da zur Seite. Als der fromme Spener die Universität bezog, nahm er sich unter anderm vor, keinen Verkehr mit dem andern Geschlecht zu pflegen, weil das für einen Studenten leicht ein gefährlicher Zeitvertreib werden könnte. Nachdem er später sein Amt als Prediger angetreten hatte, besann er sich auch auf Familienverhältnisse und Gott ließ ihn eine sehr passende Lebensgenossin finden. Es hat doch auch für einen Mann viel Anziehendes, sich selbst zuerst seine Fähigkeit, einem Beruf vorstehen und für eine Familie den nötigen Unterhalt erwerben zu können, gleichsam vorzudemonstrieren, ehe er feste und bindende eigene Familienbeziehungen abschließt. Wer nicht gute Aussichten hat, eine Frau ernähren zu können, hat man gesagt, der hat kein gutes Recht, ein Mädchen mit irgend bestimmten Absichten zu behelligen.

Natürlich muß dieser Grundsatz auch auf den weiblichen Teil der Gesellschaft übertragen werden. Man redet mit

Recht von heiratsfähigen und -unfähigen Mädchen. Zu der letztern Klasse gehören nicht nur die geistig und körperlich kranken, sondern auch zunächst die noch zu jungen und ungenügend vorgebildeten Damen. Ein Mädchen sollte in allen Haushaltungsarbeiten heimisch sein, ehe es in die Ehe tritt. Es ist daher ein Schaden, wenn ein junger Liebhaber seine zukünftige Genossin nur im zierlichen Gesellschaftskostüm und nicht auch im Küchenkleid kennen lernt. In unserem Lande kommt es ja auch häufig vor, daß sehr mutige junge Leute daheim unter dem elterlichen Dach schnell nur noch die Hochzeit feiern und am nächsten Tage schon nach irgend einem neuen Ansiedelungsplatz abdampfen, um dort eine eigene Zukunft sich zu gründen, wie Robinson auf dem grünen Rasen. Da muß also das junge Frauchen alle Rauhseiten eines neuen Pionierlebens mitmachen und ist dabei sicherlich übel dran, wenn sie sich noch nicht zur Führung eines eigenen Hausstandes allseitig herangebildet hat. Aber auch da, wo es nicht so geht, wird sich kein klar und besonnen denkendes Mädchen in märchenhaften Erwartungen gefallen, als müsse eines Tages ein junger Herr angefahren kommen, um sie nach einem fertigen und schön eingerichteten Schlößchen zu bringen und dort gleichsam als bloßes Schmuckstück in einen Glasschrank zu stellen. Im Gegenteil — auch im Blick auf eheliche Verhältnisse werden junge Leute mit gutem Gewinn Longfellows Worte citieren dürfen:

"In this worlds' wide field of battle,
In the bivouac of life—
Be not like dumb driven cattle,
BE A HERO IN THE STRIFE!"

Siebzehnter Brief.

Mein lieber T.! Im engen Anschluß an mein letztes Schreiben an Sie möchte ich hiermit den begonnenen Faden unserer Erörterung weiterspinnen und zunächst wiederholen, daß neben der persönlichen Gemeinschaft in der Ehe die sittliche doch auch als ein sehr wichtiger Punkt betrachtet werden muß. Das eine und andere dürfte auf der Grenze zwischen beiden liegen — etwa die Frage nach der äußern Erscheinung und nach Vermögen. Die persönliche Erscheinung ist nicht zu übersehen. Leute, welche einander heiraten wollen, müssen an einander Gefallen finden oder finden können, einander also für genügend schön halten und ansehen, um mit befriedigenden Empfindungen in dieser Hinsicht in die Zukunft zu blicken. Körperliche Schönheit ist ja etwas Wertvolles. Ein sogenanntes schönes Gesicht, symmetrisch gebildete Glieder, eine graziöse Haltung, eine anmutige Erscheinung, und wie es weiter heißen könnte — alles das sind persönliche Eigenschaften, — besonders bei der weiblichen Welt, welche bei Heiratsfragen sehr in Betracht kommen. In vielen Fällen ist ja die äußere Schönheit eines Mädchens wertvollstes Heiratsgut, wie es heißt, und manch ein sonst armes Fräulein hat damit ihr Glück gemacht. Männer von hohem Rang mit Titeln und Würden, Männer mit großem Vermögen haben Frauen ihre Hand angetragen, bloß weil sie schön waren. Andererseits haben sogenannte schöne Männer Partien gewonnen, welche für sie völlig unerreichbar geblieben wären, hätten sie nicht mit ihrer „feinen Figur“ Staat machen können. So und anders heißt es ja in Geschichten und Novellen. Auf dem Boden christlichen Denkens drückt man sich über körperliche Schönheit nicht so hinreißend aus. Man weiß hier zu gut, daß ein schönes Gesicht oft auch ein recht fatales und meistens ja ein sehr flüchtiges Gut ist. Manch ein schönes Mädchen entsagte aller Selbstzucht und

innern Herzensbildung, wollte hoch hinauf und machte sich namenlos unglücklich. Die amerikanische Schriftstellerin Edith Wharton hat in ihrem Roman: "**A House of Mirth**" so ein Lebensbild aus den höhern Kreisen New Yorks gezeichnet. Der deutsche Literat Riehl behandelt denselben Punkt in seiner Novelle: „Der Fluch der Schönheit." Je irdischer ein Gut ist, also je flüchtiger sein Besitz, je äußerlicher sein Reiz, um so eher hängen sich sündhafte Fäden daran. Einen oder eine bloß wegen äußerer Schönheit heiraten, ist so weise oder unweise, wie wenn jemand ein Landgut kauft, bloß weil ihm die schönen Blumen im Garten gefallen. Auch die Ideen über Schönheit bedürfen der Bildung. Ein bloßes Ebenmaß der Züge schließt da noch lange nicht den ganzen Begriff der Schönheit in sich. Wenn der innere Seelenadel fehlt, dann mangelt ihr das eigentliche Leben. Der amerikanische Novellenschreiber A. P. Roe hat in seinem Roman: "**A Face Illumined**" ein sehr hübsches Beispiel davon erzählt, wie äußerlich schöne Züge erst durch eine edle Gesinnung wahrhaft anziehend werden. Das geschieht aber auch bei Zügen, welche man zunächst wohl kaum als schön bezeichnen könnte. Bildung und christliche Gesinnung vergeistigen auch ein „gewöhnliches" Gesicht, und junge Leute müssen auch in dieser Beziehung nach vernünftigen Ansichten streben und den innern Wert über bloße Aeußerlichkeiten stellen. Es kann jemand seinen Geschmack auch schief bilden, große Ansprüche machen, meinen, er selbst sei wunderbar wie hübsch, und schließlich zu sehr bittern Illusionen kommen. Es läßt sich sehr glücklich werden, auch wenn einem jungen Mann nicht die ganze Welt sagt, er habe das schönste Mädchen der ganzen Umgegend erobert. Findet sich die sogenannte Schönheit als eine Beigabe zu andern passenden Eigenschaften — recht und gut — aber den entscheidenden Punkt wird sie nicht bilden dürfen. Simson schuf sich kein Glück, als er ein Philistermädchen heiratete, bloß weil sie seinen Augen gefiel.

So ziemlich dieselben Grundansichten müssen betont werden, wenn es sich um Reichtum und irdisches Gut handelt. Geld und Güter sind Gaben unseres Gottes und wer sie hat und wem sie zufallen, der soll dankbar dafür sein, sich als einen treuen Verwalter derselben bewähren, aber sein Herz nicht daran hängen. Darum ist es auch eines Christen unwürdig, etwa zu denken, er wolle nur eine heiraten, welche so und soviel Vermögen hätte. Viele unserer berühmtesten amerikanischen Leute heirateten arm, z. B. Präsident Hayes und seine Frau. Durch Fleiß und Sparsamkeit kamen sie finanziell bald vorwärts, vermochten Bildungsinteressen zu pflegen und segensreich zu wirken. Es widerspricht der Idee der Liebe, sich an Geld und Gut zu hängen und dabei von Herzensneigungen zu reden. So etwas ist doch eine empörende Heuchelei, die mit Recht in vielen Erzählungen und Novellen gebrandmarkt wird. Liebe und Hochzeit zu einem Geldgeschäft zu stempeln, heißt das Edelste und Schönste des irdischen Lebens in den Staub treten. Manche reiche Leute können sich ja deswegen nicht zu einer Heirat entschließen, weil sie fürchten, man interessiere sich für sie nur um des Geldes willen. Der genannte A. P. Roe hat in seinem Roman: **A Knight of the 19th Century** so einen Fall geschildert. Ein reicher Herr wirbt um die ebenfalls reiche Laura, ist erfolgreich und sucht ihr nun in Ausflügen und Besuchen von Gemäldegallerien einen Vorgeschmack ihrer zukünftigen Lebenssphäre zu geben. Ihr genügt das nicht. Sie hat Sinn für edle Taten. Ein junger armer Arzt, welcher nach dem Süden eilt, um dort bei einem Ausbruch des gelben Fiebers seine Kräfte einzusetzen, erscheint ihr eine weit ritterlichere Persönlichkeit als ihr genußsüchtiger Liebhaber, der gar nicht daran denkt, mit seiner Bildung und seinem Reichtum auch andern zu dienen. Als sie nun durch eine Finanzkrisis plötzlich ihr Vermögen verliert und arm wird, gibt sie ihrem reichen Verlobten sein Wort zurück und em-

5

pfindet es als eine Art Erlösung, als er kalt und geschäftsmäßig darauf eingeht. Sie heiratet später den armen Arzt und wird an seiner Seite im Dienst der leidenden Menschheit sehr glücklich. Sonst gibt es manche Beispiele, wo ein armer Mann von Bildung auf passende Weise ein reiches Fräulein gewinnen konnte. Von dem berühmten Kirchenhistoriker Hase wird das ja erzählt. Diesen setzte das Vermögen seiner Frau in den Stand, weite Reisen zu machen, eine große Bibliothek zu sammeln und ganz der Wissenschaft zu leben. Sie dagegen kam als seine Genossin dadurch zu einer vorzüglichen Bereicherung ihres Geistes, mußte dagegen natürlich auf manche rauschende Festlichkeiten verzichten. Aber so eine Einigung von Bildungsadel und Geldadel muß sich eher finden, als daß es sich gerade planen ließe. Wo sie vorkommt, da trägt sie dazu bei, den Glauben an das Gute und Edle in der Menschheit zu wahren und zu stärken. Im allgemeinen werden freilich junge Leute gut tun, an das Sprüchwort zu denken: „Gleich und gleich gesellt sich gern!“ und in besonderer Weise nach oben schauen, wenn sie Grund zu denken haben, daß der treue Herr sie anders führt. Ungleich verheiratete Leute haben gelegentlich besondere Gnade nötig, um bei schweren Schicksalsschlägen einander nicht etwas vorzuwerfen, was nicht schön ist.

Zur sittlichen Lebensgemeinschaft gehört eine gewisse Gleichheit in Stand und Bildung, es sei denn, daß die Ungleichheit durch gewisse andere Vortrefflichkeiten ersetzt wird. Bildung und Berufsfähigkeit decken bald einen Mangel an Vermögen. Ein edler Sinn und wahre Frömmigkeit werden oft als gewinnreichere Eigenschaften erkannt als Stand und Herkunft. In dem schönen Buch: „Blicke in Herz und Welt“ schildert eine berühmte Schriftstellerin unter dem Titel ihrer Geschichte: „Aber der Jakob!“ ein erhebendes Beispiel dieser Art. Eine adelige Dame gibt einem einfachen aber gebildeten und frommen Arbeitsmann den Vorzug vor rei-

chen Herren von Adel, welche ihr Geld gerade so eifrig suchten wie ihre Hand. Die Erzählung zeigt, wie klar und besonnen gebildete Frauen in Heiratsfragen zu urteilen vermögen.

Achtzehnter Brief.

Mein lieber T.! Im engen Anschluß an mein voriges Schreiben wäre über die s i t t l i c h e Lebensgemeinschaft ehelich verbundener Leute noch einiges zu bemerken. Neben einer gewissen Gleichheit bezüglich des Vermögens, wäre, wie erwähnt, an Stand, Beruf, Bildung, Gesinnung und Familie zu denken. In unserm Lande macht der erste Punkt eigentlich keine Schwierigkeiten. Glauben irgend ungleichartig erscheinende Leutchen mit einander auskommen zu können, so wehrt ihnen kein Gesetz die begehrte Verbindung. Manches feine Fräulein reicht hier einem gewöhnlichen Arbeiter die Hand. Anders liegen die Dinge in Europa, wo der sogenannte Adel von den Bürgerlichen gesondert sein will und Liebesverhältnisse zwischen beiden viel Peinliches und Prüfendes mit sich bringen. Es schadet nichts, wenn Sie gelegentlich etwas darüber lesen, um die Freiheit unserer Einrichtungen um so höher anschlagen zu lernen — etwa „Die Goldelse“ von E. Marlit. Viele Geschichten und Novellen behandeln diesen Konflikt zwischen Stand und Neigung und zeigen die Macht innerer Ueberzeugung und deren Sieg über bloß menschliche Gesetze. Bezüglich der Bildung sollte der Abstand zwischen Ehegatten natürlich nicht so trennend sein, daß er sich nicht langsam ausgleichen ließe. Matthias Claudius heiratete ja als ein universitätlich gebildeter Mann ein armes Bauernmädchen. Da er selbst mittellos war, so schüttelten seine besten Freunde über seine Vertrauensseligkeit zur glücklichen Zukunft den Kopf. Er aber blieb guten

Mutes und scherzte. „Rebekka lieben ist Geschmack — nicht wahr, Herr Vater Isaak?“ Und es ging ihm bekanntlich mit seinem „Bauernmädel“, wie er es nannte, sehr gut, wenn auch selten ein loser Pfennig im Kasten war. Die Rebekka war hübsch, gesund, klug, lernte leicht und viel in dem gebildeten Verkehr ihres Mannes und erwies sich bald als befähigt, an demselben Teil zu nehmen. Kein Wunder also, daß ihr Claudius zur silbernen Hochzeit den schönen Vers widmete:

„Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück, mein Leben;
Ich war wohl klug, als ich Dich fand:
Doch ich fand nicht; Gott hat Dich mir gegeben:
So segnet keine and're Hand.“

So glücklich lassen sich freilich die Bildungsdifferenzen nicht immer wegräumen, und junge Leute werden diesen Punkt immer ernst zu nehmen haben. Eine Frau muß wenigstens für die etwa höhere Bildungssphäre ihres Mannes Verständnis haben, sollte auch wohl die nötigen Vorkenntnisse besitzen, sich in dieselbe etwas hinein arbeiten zu können. Es ist daher zu loben, daß so viele Eltern in unserem Lande ihre Töchter etwas von höherer Bildung sich erwerben lassen. Fällt ihr Lebenslos in einfache Verhältnisse, so tragen sie daran nicht schwer; geht es etwas anders, dann ist es viel wert, soviel gelernt zu haben, um sich schnell nach der einen oder andern Seite weiterbilden zu können. Manche Gelehrte hatten Frauen von wenig Bildung und lebten sehr glücklich. Von dem berühmten Wieland findet man es ja angemerkt, daß seine Frau keine seiner vielen Schriften gelesen habe, aber sie schuf ihm ein gemütliches Heim. In unserm Lande trifft man bald Eheleute, die eine höhere Bildung besitzen, oft arm sind an irdischen Gütern, aber ein intellektuell reiches Leben führen. Es kommt da halt auf die innere Gesinnung an, mit welcher das Leben und seine Aufgaben aufgefaßt wird, ob man willig ist, mit vorhandenen Linien und

Schranken vorlieb zu nehmen, andererseits in segensreiche Wege, die sich öffnen mögen, sich hinein zu arbeiten. Dasselbe muß man wohl bezüglich des Berufes sagen. Eine Frau sollte dem Arbeitsgebiet ihres Mannes Sympathie und Interesse entgegen bringen können. Das ist bei einem Prediger, Lehrer usw. oft nicht so leicht, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Vielen Leuten dienen, bringt auch leicht in nicht nur gute Gerüchte, sondern auch böse; die Einnahmen sind oft recht bescheiden, da heißt es auch für eine Frau, zu rechnen und zu sparen, und auf manches zu verzichten, was nur für Geld zu haben ist. Andererseits stellt auch z. B. das Landleben an eine Frau bedeutende Ansprüche an Fleiß und Umsicht und klarem Verständnis dessen, was zu einem ländlichen Lebensrahmen paßt. Und an wie vieles sonst wäre in dieser Linie zu erinnern — ob sich etwa ein Mädchen verschwenderisch anläßt oder nicht — eine Frau kann ja mehr mit der Schürze zum Hause hinaustragen, als ihr Mann mit dem Heuwagen hinein zu schaffen vermag. Andererseits sollte ein Mädchen doch auch fragen, ob etwa ihr Liebhaber knauserig ist und sie etwa fürchten müßte, später in Kleidung und Haushalt nicht so gut und nett sich versorgen zu können, wie ihre Einnahmen das ermöglichten, oder daß ihr bezüglich der Arbeit nicht gern und freudig die Rücksicht entgegen gebracht würde, welche einem aufmerksamen Verhältnis eigen ist. Ja, welch einen umfassenden Blick schließt des Dichters Wort nicht in sich:

„Drum prüfe, was sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!"

Einen sehr wichtigen Punkt bildet ja dann die verwandtschaftliche Beziehung. In dieser Hinsicht sollten junge Leute zunächst die landesüblichen Gesetze und dann das Gutachten guter Aerzte respektieren. Eine Heirat zwischen Onkel und Nichte, Vetter und Cousin geht gegen das Familiengefühl.

Die Grundforderungen von 3. Mose 18 gehen darauf hinaus, daß die zur Ehe führenden Empfindungen mit der bestehenden Familienliebe nicht vermischt werden. Gerade wie buchstäblich jeder Punkt derselben in unserer Zeit festgehalten werden muß, ist ja eine umstrittene Sache. Bei einer zweiten Heirat erweist sich die Schwester der verstorbenen Frau sehr oft als eine sehr passende Partie. Sonst ist der Familienkreis nicht zu übersehen, in den jemand durch eine etwaige Heirat hineinkommt, ob ihn eine christliche Gesinnung oder ein starker Zug der geistigen Todesluft durchweht, von welcher Christus Luk. 9, 60 redet — es sei denn, das betreffende Mädchen etwa bildet eine Rose im dürren Gestrüpp und möchte hinaus aus einem bloß irdischen Treiben.

Natürlich sollten junge Leute bestimmte Neigungen, welche sie nach der einen oder andern Seite hin hegen, mit ihren Eltern besprechen und deren Gutachten, Rat und Weisung darüber einholen. Kaum etwas ehrt ja auch die Eltern mehr, als wenn sie in diesen Fällen von ihren Kindern zu Rate gezogen werden. Meistens sehen sie ja klarer, besonnener, weiter als diese und können voreilige Schritte verhüten. Eine auf wenig Menschenkenntnis und Nachdenken ruhende Liebe macht ja geradezu blind. Da ist es wohl angebracht, daß Kinder bereit sind, vom Alter weise Lehren anzunehmen. Andererseits müssen Eltern und Vormünder auch auf ihrer Hut sein, ihre Bedeutung in der Sache nicht zu überspannen. Das Kind, die jungen Leute, wollen heiraten, nicht sie. Daher müssen sie sich bemühen, deren Rechte, deren Geschmack, zu respektieren. Der Konflikt zwischen der Autorität der Eltern und den Neigungen der Kinder bildet ja den Inhalt vieler Dorfgeschichten — besonders von W. v. Horn. Eine der ergreifendsten ist wohl: „Der Schmiedjakob". Viele junge Leute sind durch die herzlosen, bloß Geld und Güter berechnenden Pläne ihrer Eltern namenlos unglücklich geworden. Es gehören nicht immer zwei solche zusammen, die

beide „viel in die Milch zu brocken haben". Sehr selbständige Naturen erkämpfen sich da ihren eigenen Weg. Ein sehr hübsches Beispiel dieser Art wird in der schönen Jugendschrift: „Jeder ist seines Glückes Schmied" von Clementine Helm vorgeführt. Die „wilde Gitte" wird da von ihrem Onkel und Vormund einem besonnenen und strebsamen Beamten zugedacht und zugesagt, aber sie findet diesen zu manierlich, zu gebildet, sodann will sie sich nicht „wie einen Pudel verschenken lassen", sondern selber wählen. Sie schenkt ihr Herz dem „wilden Fritz" und geht froh und freudig mit ihm nach Amerika, um hier im Urwald ein freies Leben zu führen. So ein Tun trägt ja manches Fragliche an sich, aber oft liegt auch die Erwägung vor, ob ein Kind tatsächlich sein Recht und sein Glück dem etwa sündhaften Eigensinn seiner Eltern zum Opfer bringen soll. In christlichen Kreisen sollte es soweit in keinem Falle kommen. Hier sollten Eltern milde raten, dann aber die zu Jahren gekommenen jungen Leute selbst entscheiden lassen, oft dann auch mit der Sache vorlieb nehmen und da durch Liebe und Güte zu segnen suchen, wo sie wohl auch nicht mit gebührender Rücksicht behandelt wurden. Kinder sollten jedoch nie vergessen, daß der Eltern Segen deren Nachkommen Häuser baut und daß es eine herrliche Sache ist, wenn die elterliche Zustimmung und Gesinnung mitgehen kann in das neue eigne Heim, so wie die Griechen das Herdfeuer des Elternhauses mitnahmen, wenn sie in die Ferne zogen, um neue Kolonien anzulegen.

Neunzehnter Brief.

Mein lieber T.! Es paßt mir gerade jetzt in den Ferien, ein Brieflein nach dem andern schnell zu Ihnen hinüber fliegen zu lassen. Sie können sie sich ja für die Sonntagnachmittage aufheben und dann gelegentlich auch den einen

und andern Punkt mit ihren Freunden durchsprechen. Daß Sie dieselben auch Ihre Schwester lesen lassen, ist mir ja ganz recht; Heiratsfragen gehen ja auch Mädchen etwas an. So fahre ich denn in der begonnenen Betrachtung fort. Da wäre zunächst darüber einiges zu sagen, daß Leute, welche einander heiraten, vor allem auch in eine religiöse Lebensgemeinschaft mit einander treten. Rechte Ehen werden ja im Himmel geschlossen, sagten schön unsere Alten. Wo man diesen Punkt nicht richtig auffaßt oder gelten läßt oder ihn ganz ignoriert, da geht es oft sehr bald recht ungemütlich zu. Unser Land ist voll von unglücklichen Ehen dieser Art. Tausende von jungen Leuten folgen ja leider lediglich ihren blinden Leidenschaften und lassen da weder die Stimme ihres Gewissens noch den Rat ihrer Eltern etwas gelten. Das zeigt sich in den vielen "elopements", den oft waghalsigen Entführungen junger Mädchen seitens ihrer Liebhaber. Gegen solche Liebesabenteuer hat sich der gesunde Sinn des deutschen Volkes von vornherein empört, sie frevelhaft gefunden und einer solchen Verbindung keine gute Zukunft verheißen. Ergreifend heißt es in einem Volksliede aus dem Mittelalter über so ein traurig Stück Geschichte:

„Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blümelein:
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen gar heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert wohl hin und her,
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern:
Sie sind verdorben, gestorben."

Gerade so schlimm geht es freilich nicht in jedem Fall. Aber sehr oft müssen z. B. Töchter höherer Familien, welche sich von einem hübschen Kutscher oder Gärtner entführen lassen, für ihre Torheit höchst schmerzlich büßen. Buchstäb-

lich erfüllt sich da des Dichters Wort: „Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.“ Die früher schon erwähnte amerikanische Schriftstellerin Margaret Sangster zeichnet in ihrem Buch: ''Janet Ward'' so eine Geschichte. Belle Nelson, die Tochter eines reichen, vornehmen Plantagenbesitzers, hat sich von Tim, einem hübschen, aber bodenlos nichtsnutzigen Gärtnerburschen, in tiefer Heimlichkeit den Hof machen lassen. Als ihr Vater von der Sache erfährt, schickt er den kecken Jungen natürlich fort, aber dieser weiß das Mädchen eines finstern Abends zu entführen, eine heimliche Trauung zu bewerkstelligen und ihm in einer stillen Waldhütte einige romantische Wochen zu verschaffen. Nachgerade schält sich sein dünner Firnis von höflichem Wesen ab und das junge Frauchen findet sich an einen groben, rohen Mann gekettet, der zu faul ist, sie mit dem Nötigsten zu versorgen. Von ihrem Vater verstoßen, sieht sie sich einem selbstgewählten, harten Geschick preisgegeben. Ihr Eheleid erreicht den höchsten Grad, als der gottlose Tim die jungen Kinder Fluchworte lehren will. Das will ihr das Herz brechen, treibt sie aber auch zur Buße und aufrichtigen Hinkehr zu Gott, dessen Gnade sie nun befähigt, ihr Kreuz zu tragen, bis sie der Tod ihres Mannes von demselben befreit. Aber auch in sonst richtig geordneten Linien meinen viele das eheliche Leben glatt und glücklich beginnen und fortführen zu können, ohne nach religiösen Rücksichten zu fragen. In seinem höchst lesenswerten Roman: „Sein Erbe“ führt Pastor S. Keller (E. Schrill) so ein Stück Lebensgeschichte vor. Alfred Wallert hat sich früh in ein schönes aber leichtsinniges Mädchen vergafft, mit ihm getändelt und ihm Heiratsversprechungen gemacht. Ihn vor solchen Torheiten zu bewahren, schickt ihn sein Vormund auf einige Jahre ins Ausland. Als reiferer Mann zurückgekehrt, übernimmt er sein Gut in der Krim und knüpft mit einer reichen jungen Russin, der schönen Ljenza, intime Beziehungen an, ohne sich um den religiösen

Punkt zu kümmern. Aber er hat in einem Herrn Bergenfeld, einem seiner früheren Lehrer, einen treuen Freund gewonnen. Den sucht er in Simferopol auf und erzählt ihm seinen Roman, wobei die Schilderung seiner Geliebten natürlich glänzend ausfällt. „Wenn du die sehen wirst, wirst du entzückt sein“, schließt er. Aber der menschenkundige Freund meint, damit dürfe er nicht aufhören, in seinem soeben gezeichneten Bilde fehle der nötige Schatten und schließlich gesteht denn auch der junge Mann — „Du hast recht, die Sache hat einen Haken; das Mädchen ist zuweilen so einsilbig, so kalt, so — ich kann es nicht recht sagen. Ich gäbe mein halbes Vermögen hin, wenn Ljenza wärmer, freundlicher wäre.“
Vermögen hin, wenn Sjenza wärmer, freundlicher wäre.“
„Also“, meint Bergenfeld, „ich höre aus deinen Mitteilungen, daß du deine Braut liebst, daß du dich aber über ihre Charakterfehler unglücklich fühlst — und die Nesseln brennen doch noch nicht, wenn sie blühen. Was wird nun erst aus diesen Ansätzen von Lieblosigkeit werden, wenn Unwohlsein, gesellschaftliche und häusliche Widerwärtigkeiten hinzu kommen! Sagt dir nicht dein Verstand, daß so eine Verbindung ein gewaltiges Risiko ist? Sollen wir uns als Christen von Gefühlen und Phrasen, von Begierden und dunklen Trieben knechten lassen?“ „Ach was“, meint Alfred, „vom Christentum, diesen Kindergeschichten, habe ich mich längst losgemacht.“ „Losgemacht?“ sagte nun sein Freund in gehobenem Ton, „du dich davon losgemacht? Ja, wenn das einer könnte! Das haben sich schon viele vormachen wollen; sie vermögen sich aber der Sphäre nicht zu entrücken, wo das geheime Einwirken christlicher Erinnerungen aus der Kinderzeit sie oft unbewußt in Beziehung zu Gott und Christus gesetzt hat. So wird es dir auch gehen. Ja, wenn du ein lebendiger Christ wärest und dir die Lebens- und Siegeskräfte Jesu mächtig zur Seite ständen, dann würdest du die Fehler und Schwächen eines geliebten Weibes in Geduld zu

tragen vermögen, — aber jetzt? Freilich, deinen Willen hast du und Gott nimmt unsere Sünde auf in seine Wege und läßt sie unsern Zuchtmeister werden. Vielleicht kann dich der Herr nur durch eine launische, eigensinnige Frau in seine Hand bekommen. Was meinst du, betet sie wohl — ist der Ton im Hause danach?" Hierauf antwortete der junge Mann mit einem dumpfen: „Nein!" beharrte auf seinen Kopf und kam zu sehr peinlichen und demütigenden Erfahrungen. Das eheliche Verhältnis zu seiner Frau wurde erst richtig, als es bei ihnen heißen konnte:

„O selig Haus, wo man Dich aufgenommen
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ!"

Es ist also ein frevelhafter Leichtsinn, bei irgend welchen Plänen an einen eignen Herd, an Gesundheit und Vermögen, an äußere Erscheinung und den Verwandtenkreis zu denken und den Hauptpunkt nicht zu erwägen, ob doch auch der Herr der dritte im Bunde sein kann! Wo sehr glückliche Naturanlagen vorhanden sind, da geht es ja vielfach äußerlich leidlich, wo aber Eigensinn, Launen und Schroffheiten bekämpft und ertragen werden müssen, da wird leicht der Ehestand ein Wehestand, wenn nicht die Gnadenkraft von oben das natürliche gute Wollen stärkt und trägt. Als der deutsche Dichter Viktor v. Scheffel mit einer reizenden, gebildeten Dame vor dem Traualtare stand, da meinte man, ein schöneres Paar noch nicht gesehen zu haben. Und doch liefen die beiden feinen Leutchen bald auseinander, weil der rechte Kitt fehlte. Kein Wunder, daß unsere frommen Alten die religiöse Frage bei Eheschließungen Nummer eins sein ließen und ein Paul Gerhardt seinem Sohn in seinem Testament bemerkte: „Wenn du zu den Jahren kommst, wo du heiraten kannst, so heirate m i t G o t t und dem Rat guter, verständiger und frommer Leute." Ist der Hauptpunkt richtig geordnet, dann läßt sich für das andere das Beste hoffen.

Zwanzigster Brief.

Mein lieber T.! In Bezug auf die religiösen Empfindungen und Ansichten, welche im letzten Grunde das stärkste Band des ehelichen Lebens bilden, wäre natürlich noch viel zu sagen. Es ist hochnötig, daß jungen Leuten dieser Punkt immer wieder wichtig gemacht und er in Hochzeitsansprachen aufs nachdrücklichste betont wird. Es ist eine besondere Gnade Gottes, wenn es sich da doch noch ganz gut macht, wo man bezüglich desselben sehr unbestimmt gewesen ist. Ein solches Beispiel erzählt der bekannte O. Funcke von seinen Eltern. „Zu denken, daß sie ausgezeichnet zusammen gepaßt hätten", meint er, „wäre ein großer Irrtum. Sie paßten zusammen, wie das bei zwei jungen, schönen Leuten meistens der Fall ist. Verschieden war ihr Charakter, verschieden ihr Temperament; verschieden war auch das, was sie unter Religion, Glauben und Frömmigkeit verstanden. Mein Vater war tief religiös, hielt darauf, man müsse auf den lebendigen Gott vertrauen, ernstlich beten, seine Gebote halten, seine Pflicht erfüllen. Aber das spezifisch *christliche* blieb ihm, bis er ein alter Mann war, verborgen. Das viele scheinfromme Geschwätz der Leute jener Gegend erschwerte ihm die Erkenntnis des Evangeliums. Viele rühmten beständig die Gnade, vernachlässigten aber die sittliche Seite ihres Lebens. Meine selige Mutter war von Herzen fromm, neigte aber zur Ueberschwänglichkeit und so blieben die Kollisionen nicht aus. Wollte uns die Mutter in die Kirche mitnehmen, so meinte der Vater: ‚Dummes Zeug! bei dem herrlichen Wetter in die dumpfe Kirchenluft, die armen Kinder verstehen ja doch nichts von der Predigt.' Aber meine Mutter versprach uns für den Abend Apfelkuchen oder dergleichen, wenn wir mitgingen und so siegte sie gewöhnlich. Im Anfang ihrer Ehe hatten sodann meine Eltern ausgemacht, daß sie am Morgen eine kurze Andacht zusammen halten wollten;

Abends dagegen, hatte meine Mutter eingewilligt, sollte ihr der Vater etwas ‚Weltliches', also einen Roman oder dergleichen vorlesen dürfen. Letzteres fiel später sehr oft weg, dagegen war die kurze Andacht meinem Vater bald ein Bedürfnis geworden. „So siegte die Mutter", meint Funcke und fügt dann hinzu: „Edle, kluge und charakterfeste Frauen siegen fast immer." So ein Stückchen Lebensgeschichte belehrt nach zwei Seiten hin, einmal bei bereits geschlossenen Beziehungen nicht zu verzagen, wenn sich noch nicht alles glatt anläßt, sodann aber dahin, doch lieber entschieden vor festen Versprechungen die gegenseitige Stellung zur Religion, Kirche und Gemeinde offen zu besprechen und einander erst auf dem Boden eines befriedigenden Verständnisses die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen.

Es ist daher nur natürlich, daß man allgemein vor Verbindungen zwischen Protestanten und Katholiken warnt. Auch da, wo die Betreffenden in der Hauptsache einig sind, muß der Unterschied in den konfessionellen Empfindungen und Ansichten in vielen Fällen peinlich wirken und lange nicht immer macht es sich so wie bei der Königin Elisabeth von Preußen, Gemahlin Friedrich Wilhelms des Vierten. Er heiratete sie als eine katholische Prinzessin, aber nach einigen Jahren trat sie zur protestantischen Kirche über. Bei einem Besuch im Vatikan darüber vom Papst zur Rede gestellt, erklärte sie „Sr. Heiligkeit", daß sich so ein Schritt ganz natürlich mache, wenn man so einen frommen Gemahl habe. Wenn junge Leute auf so ein Beispiel hin ihre konfessionellen Unterschiede auf sich beruhen lassen wollten, so wäre das sicherlich ein großes Risiko.

Es hat daher guten Grund, wenn auch der mennonitischen Jugend, mag sie nun schon zur Gemeinde gehören oder noch nicht, allen Ernstes gesagt wird, sich doch bei Heiratsgedanken an den berechtigten Wert überkommener Sitten und Gewohnheiten zu erinnern und vor allem daran, auch da Bekennt-

nistreue zu üben. Manch einer, der das alles gering anschlug, ist unglücklich geworden. Es wurzelte sich im fremden Boden nicht so leicht ein wie er dachte, die alten Lebensfäden zogen ihn nach Jahr und Tag weit stärker in den kirchlichen Rahmen der Jugendzeit zurück, als er hatte ahnen wollen und das Bewußtsein, es hätte doch auch noch anders gehen können, machte auch manches Peinliche eher schwerer als leichter. In der historischen Erzählung: „Der Mattenbauer", welche den Leser in die Täuferkreise im Elsaß führt, läßt die Verfasserin einen jungen mennonitischen Witwer auftreten, der sich für einige Zeit in ein junges Fräulein landeskirchlicher Konfession vergafft, durch guten Rat und Weisung aber noch einmal zum Ueberlegen und Nachdenken gebracht wird. Er muß sich sagen, daß er das „Babettel" nur kriegt, wenn er seine Gemeinschaft verläßt und dann — „ein apartig schönes Frauli würd' es geben, aber paßt es zu ihm?" muß er sich sagen und fragen. Er bezweifelt ihren Sinn für Fleiß und Häuslichkeit; er gesteht sich, daß er bisher nur ihre schwarzen Augen, ihre rosigen Wangen und Lippen gesehen, und die „Pätschli" — ja, ob die wohl schaffen können? Nein, so sehen sie nicht aus! und so zerrinnt ihm der Plan unter den Händen. Er sucht und findet eine passende Lebensgenossin in den bewährten schlichten Kreisen der eigenen Gemeinschaft.

Wehmütiger gestalten sich die Erlebnisse eines mennonitischen Fräuleins in Süddeutschland, wie sie im Gemeindekalender, Jahrgang 1896, geschildert werden. Ernestine ist auf einem größern Gut im kirchlichen Rahmen ihrer angestammten Gemeinschaft aufgewachsen, hat sich derselben durch die Taufe angeschlossen, ist später einige Zeit auf der Stadtschule gewesen und so eine vielseitig gebildete junge Dame geworden, welche in Haus und Hof sowie in feinen Gesellschaftskreisen Bescheid weiß. Ungesucht macht sie bei einem Besuche in der Stadt die Bekanntschaft eines netten und an-

ziehenden Studiosus der Medizin, welchen sie sofort fesselt und der auch sie anzieht, obschon er nichts über die Mennoniten weiß und sich über die „Pfaffen" ein sehr leichtsinniges Wort erlaubt. Aber er sucht sie auf daheim und in ihrer Kirche und bald merken es die Ihrigen, daß es mit solcher Aufmerksamkeit etwas Besonderes ist. Der Vater geht bald der Todesstunde entgegen und spricht noch seine Sorgen um die angestammte Gemeinschaft aus. „Christus wird bei uns gepredigt", sagt er, „aber bei uns wird Christus nicht gelebt. Glichen die anderen Konfessionen einem wohlgepflegten Garten, ich wollte gerne sagen, wir wollen unsern Zaun abbrechen und uns in sie eingliedern; aber ich finde dort breite Wege und wucherndes Gras zum Erschrecken. Darum bleibet doch bei den Unsrigen und sprechet: „Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich meiner Väter Erbe dran geben sollte." Karl ist mir oft zu mennonitisch; ich meine damit, daß er das Christliche zu sehr an das Konfessionelle bindet; er wird sich noch korrigieren lernen. Du aber, liebe Tochter, merke du dir besonders, daß Weltgeist und Gottesgeist nie beieinander sind."

Drei Jahre nach des Vaters Tode war aber Ernestine schon an den stattlichen Arzt verheiratet und wohnte in der Stadt. Aeußerlich ging es sehr gut, aber — als ihr erstes Kindchen eintrat und ihr nach der Taufe in der Kirche in den Arm gelegt wurde, hatte sie verweinte Augen. Sie küßte es wieder und wieder und vermochte das Schluchzen nicht zu unterdrücken. Ihr Mann hatte für das Religiöse keinen Sinn. Lehrte sie die Kinder beten, so meinte er, eine Flasche Milch tue ihnen besser als solche Uebungen. Sie ermannte sich dann wohl und sagte ihm, die Kleinen seien doch keine Füllen, daß sie bloß Futter brauchten, aber nachgerade fühlte sie sich in ihrem innern Leben sehr einsam und als sie auf dem Sterbebett lag, da war ihr letztes Wort der Pilgervers Tersteegens:

„Kommt Kinder, laßt uns gehen,
Der Abend kommt herbei;
Es ist gefährlich stehen
In dieser Wüstenei."

So geht es freilich nicht immer, namentlich in unserm Lande werden viele eheliche Verbindungen zwischen Gliedern verschiedener kirchlicher Richtung geschlossen, bezüglich welcher die Betreffenden sagen, daß sie der Herr so geführt hat, und unser eins fühlt sich natürlich nicht berufen, darüber absprechend zu urteilen, sondern freut sich jeden ehelichen Glückes, — aber trotzdem hat es guten Sinn, aufs nachdrücklichste darauf hinzuweisen, daß große Verschiedenheit in kirchlichen Empfindungen bei Eheleuten und im beiderseitigen Verwandtschaftskreise sehr leicht peinliche und gespannte Verhältnisse zur Folge hat und daß sich jemand seiner Sache sicher sein muß, ehe er derartige Verbindungen eingeht.

Einundzwanzigster Brief.

Mein lieber T.! Im Anschluß an die letzten Gedanken in meinem vorigen Schreiben dürfte der Punkt wohl noch besonders unterstrichen werden, daß das Eingehen einer Ehe schließlich eine persönliche Sache ist, wo nach allem guten Rat und Unterricht ein jeder seinem eigenen Urteil und seiner eigenen Entscheidung überlassen bleibt. Wie das Leben überhaupt nach gewissen Grundlinien, aber nach keiner genau abgezirkelten Schablone verläuft, so treten auch auf dem Gebiet ehelicher Beziehungen große Verschiedenheiten zutage. Wie viele Verbindungen gibt es hier nicht, welche demjenigen, der normale Linien befürwortet, als sonderbar, töricht, unchristlich u. s. w. erscheinen müssen, und wo es doch in einigen Fällen besser geht, als man erwarten würde! Aber der andern Fälle, wo sich das Unnormale bitter rächt, gibt

es doch weit mehr und dieser Umstand ist ganz dazu angetan, einen jeden vor leichtsinnigem Heiraten zu warnen.

Einige Beispiele dürften diesen Punkt illustrieren. John Howard, der berühmte Philanthrop, heiratete seine Amme, welche in gesellschaftlicher und intellektueller Hinsicht tief unter ihm stand. Sie war 52 Jahre alt und er 25. Sie lebten zwei Jahre sehr glücklich mit einander, als sie starb. Peter der Große erkor sich bekanntlich ein Bauernmädchen und erhob sie zu seiner Gemahlin und Kaiserin von Rußland. In beiden Stellungen bewährte sie sich vortrefflich. Hufeland erzählt von einem Franzosen, welcher 110 Jahre alt wurde und in seinem 99. Jahre die 10. Ehe schloß. Von einem Thomas Parr weiß die Geschichte, daß er 152 Jahre alt wurde und zum letzten Mal in seinem 120. Jahre Hochzeit machte. General Sam Houston lebte sehr glücklich mit einer indianischen "squaw". Der berühmte Dichter Byron heiratete ein Fräulein Milbank, welches sehr reich war. Auf diese Weise wollte er aus seinen Schulden herauskommen, aber sein eheliches Leben war sehr unglücklich. Der große Milton heiratete eines Amtmanns Tochter vom Lande, aber sie paßten nicht zu einander. Er war ein pedantischer Stubenmensch, sie ein rosiges, lustiges, für allerhand Streifzüge in Wald und Feld stets fertiges Naturkind. Sie lief fort von ihm, kehrte jedoch nach einiger Zeit zurück und suchte sich mit ihrem Geschick auszusöhnen.

Als besondere Fälle sind solche Verbindungen zu notieren, wo der eine Teil noch unchristlich, durch den andern Teil aber in seinem religiösen Leben hofft gefördert zu werden. Die Missionsgeschichte des Mittelalters erzählt ja eine Reihe solcher Heiratsgeschichten. Der berühmte Frankenkönig Chlodwig heiratete die burgundische Prinzessin Chlotilde, welche eine ernste Christin war, ihren Gatten aber doch nicht zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen vermochte, wenn er es auch zugab, daß der erste und dann auch der zweite

Sohn christlich getauft wurde. Es mußte erst ein besonderes Ereignis eintreten, das ihn zum christlichen Glauben führte. Auch der mächtigste angelsächsische König, Ethelbert von Kent, heiratete als Heide die fränkische Prinzessin Bertha, der er versprechen mußte, sie nicht nur bei ihrem Christentum zu lassen, sondern ihr auch eine christliche Hauskapelle einzurichten und einen Kaplan zu halten. Sie wurde ein höchst segensreicher Faktor in der Evangelisierung Englands. Bekannter ist ja die Geschichte des russischen Großfürsten Wladimir am Ende des 10. Jahrhunderts. Tief durchdrungen von der Ueberlegenheit des Christentums über das Heidentum wollte er doch erst von den Lippen einer christlichen Gemahlin das Evangelium sich vortragen lassen. Es war sicherlich eine große Entscheidung für die griechische Prinzessin Anna, so eine Mission zu übernehmen. Gott der Herr aber überwaltete ihren Schritt zur segensreichen Förderung seines Reiches. Man ist heute in dieser Beziehung im allgemeinen anderer Anschauung und wagt es nicht, christlichen Jungfrauen es anzuraten, heidnischen oder daheim unbekehrten Männern die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, auch wenn letztere es noch so ernst damit meinen. Es liegt in der Natur ehelicher Liebe, sich auf vorhandener Grundlage gemeinsamer Empfindungen und Ueberzeugungen zu entwickeln und nicht auf Versprechungen und Erwartungen hin, daß sich solche einstellen werden.

Manche eheliche Verbindungen sind überhaupt so eigentümlich, daß ihnen gegenüber die Ethik gleichsam versagt. Man wüßte schon, was wohl im allgemeinen für schöner und normaler angesehen wird, aber schließlich muß ja jeder wissen, welcher Art Lebensweg er glaubt vom Herrn geführt zu werden oder er sich zu gehen getraut. Der besonnene Zuschauer schüttelt da wohl den Kopf, hofft aber alles mögliche Gute für die Betreffenden und hütet sich vor scharfer Kritik. Geschlossene Verbindungen sind meistens besser ein Gegen-

stand möglichsten Wohlwollens. Der treue Herr, welcher seine Sonne aufgehen läßt über Böse und Gute, trägt und segnet sogar solche, die nach gewöhnlichen gesunden Ansichten sich es noch einmal extra hätten überlegen sollen, ehe sie Hochzeit machten. Das notieren sich fromme Menschen. Trotz ihrer sonst strengen Ansichten urteilten Menno Simons und seine Amtsbrüder z. B. sehr milde über sogenannte „Mischehen". Im ersten Punkt der Wismarer Beschlüsse v. J. 1554 heißt es: „Wenn jemand außerhalb der Gemeinde heiratet, so soll man diesen so lange fern halten, bis sein rechtschaffenes christliches Leben sich nach wie vor erweist. Alsdann stehen die Brüder bereit, ihn wieder aufzunehmen."

Wenn daher irgend eine Lebenswendung nur mit einem besondern Blick nach oben betreten werden sollte, dann ist es sicherlich das Eingehen einer Ehe; wenn irgendwo alles das mobil gemacht werden sollte, was jemand an Besonnenheit und klarem Denken sich gesammelt hat, so ist es da, wo die wichtigste Frage irdischen Glückes entschieden werden soll. Insonderheit werden sich auch fromme Leute für Fingerzeige von oben offen halten und wenn sie auch gegen ihre Neigung gehen. Von so einem Fall erzählt der Kalender der süddeutschen Menonniten, Jahrgang 1895. Der Betreffende bemerkt da sehr hübsch, daß „Heirat" und „Rat" und zwar „guter Rat" zusammen gehören, und daß ihm letzterer Umstand nicht gefehlt hat. Er hat gewußt, daß Frömmigkeit bei einer Frauenseele mehr wert ist als Schönheit, sodann daß eine gute Frau Gottes Volk lieben, den Sonntag lieben, ihre Eltern ehren, reinlich, sparsam sein, und sich auch kleiner Dinge freuen sollte. Es ist ihm auch klar gewesen, daß man „zufahren" müßte und das Heiraten nicht von selbst gehe. So habe er denn mit früh gesponnenen Fäden begonnen. Aus der Schulzeit her habe er sich ein Mädchen gemerkt, welches ihn damals und nachher freundlich und, wie er meint,

besonders aufmerksam behandelt habe. Bloße Freundschaft könne das nicht gewesen sein, denkt er und so wendet er sich schließlich mit einem Brieflein an sie und bittet um gütige Erklärung, ob nicht ihre Empfindungen gegen ihn mehr enthalten hätten als bloße Freundschaft. Sehr bald sei aber die prompte Antwort eingetroffen, sie hege nur Freundschaft gegen ihn. So, meint er, also das nennt man ein Körbchen, — fügt auch hinzu, es sei ihm etwas schwer geworden, gegen das Fräulein die versöhnten Gefühle wieder zu gewinnen. Er probierte sein Glück bei einem zweiten Mädchen, das ihm auch ganz gut gefiel, aber deren Vater wies ihn ab, weil er zu arm sei. Was nun? sein Bruder hätte auf Heiraten gedrängt und doch hätte er an zwei Körbchen mehr als genug gehabt. Wo nun mit Erfolg anfragen? Da sei ihm ein anonymer Brief zugesteckt worden, des Inhalts, — wenn er sich dort- und dahin wenden würde, dürfte es ihm kaum fehlen. Aber das betreffende Fräulein wollte ihm gar nicht in den Sinn. Seine Mutter dagegen sagte ihm, an die hätte sie schon lange gedacht und bewies ihm, daß sie alle guten Eigenschaften einer tüchtigen Hausfrau besäße; es stehe bei ihm, wie er solche Fingerzeige beachten und nehmen könne. Und sieh! Der treue Herr, welcher seine Kinder auch in solchen Fällen nicht verläßt, verhalf ihm dazu, ruhig die Entscheidung in ihre Hand zu legen, um sie dann als von oben kommend zu betrachten. Er meint, ein „Nein!“ wäre ihm sehr lieb gewesen und als die Antwort in bejahender Form gekommen sei, da habe es ihn noch einen Kampf gekostet, ehe er mit geklärten Empfindungen persönlich vor das Mädchen habe hintreten können. Das sei aber, meint er, die ihm von Gott bestimmte Frau gewesen und er sei sehr glücklich mit ihr geworden. Wie leicht sich jemand in bloß eigene Gedanken verlaufen kann, zeigt z. B. die schöne Erzählung: „Das Pfarrhaus im Harz“. Die dort auftretende Margaretha weist ihren Liebhaber zuerst ab, weil sie meint, nur einen

nach Indien gehenden Missionar nehmen zu dürfen. Ohne dies zu wissen, entschließt sich dieser später gerade zu diesem Beruf und da bittet sie ihn, sie mitzunehmen als — seine Frau. Und er sagt gern Ja dazu und doch kommen beide nicht nach Indien, sondern finden ihr Arbeitsfeld in einem deutschen Pastorat. Da wäre also zu lernen, wie viel es besagen will, zu heiraten — so „daß es im Herrn geschieht".

Zweiundzwanzigster Brief.

Mein lieber T.! Ihre Frage in Ihrem letzten Brief, wie denn ein junger Mann ein Mädchen finden solle, ein näheres Verhältnis einleiten solle u. s. w. hat guten Sinn. Bei gewissenhaften jungen Leuten geht es da ohne tiefen Ernst nicht ab. Jener pennsylvanische Jüngling meinte wohl: „De Päp hat's leicht gehabt; der hat nur die Mäm zu froge g'hatt", aber das war ein Satz ohne Sachkenntnis. So ein Stück Lebensgeschichte schließt viel Nachdenken in sich. Es geht da oft so, wie Fritz Reuter hübsch erzählt: „De Lüd' säden: ‚Frigen', un ik säd: ‚Bedenken'; säd ik aber: ‚Frigen', dann säden de dummen Lüd' wedder: ‚Bedenken'. So satt ik denn ümmer twischen Bom un Bork, un de bedenklichen Johren fingen all an, mi gris äwer den Koop tau wassen." Es zeigen sich hier natürlich oft zwei Extreme. Die einen sind mit der Wahl bald fertig, folgen dem ersten tiefern Eindruck, fahren zu und schließen mit der Geschichte ab. Der bekannte Funcke berichtet ja in seinem Buch: „Reisegedanken und Gedankenreisen" von so einem Fall. Ein Kölner Handwerker kommt nach Bremen, um sich nach Amerika einzuschiffen. Mit dem Billet in der Tasche schlendert er noch im Park herum, da sieht er auf einer Bank, wie er sagt, ein „bildhübsches" Mädchen sitzen. Er setzt sich zu ihr, ein Wort giebt das andere; sie erzählen einander ihre Lebens-

geschichte, stellen fest, daß sie beide allein in der Welt dastehen, und da macht er dem Fräulein den Vorschlag, einander zu heiraten. „Erst sagte sie nichts“, heißt es, „sondern weinte nur; aber ich gefiel ihr doch auch und endlich willigte sie ein — die Verlobung war fertig. Wir fielen uns um den Hals und küßten uns; denn weit und breit war kein Mensch zu sehen.“ Der gute Mann meinte, es ginge ihm auch mit seiner Frau ganz gut, wenn er auch nebenbei bemerkte, daß sie mal einen Höllenspektakel aufführe. So ein „Roman“ steht natürlich sehr außerhalb der Bildfläche normaler Urteilsfähigkeit und man hofft da nur, die Geschichte wird nicht schlimm enden. Ebenso steht es wohl, wo die betreffenden Leutchen beim ersten Augenblick genauerer Bekanntschaft fühlen, daß sie einander von Gott geschenkt sind. So berichtet der fromme Stilling aus seiner Erfahrung, daß er öfters bei einer frommen Familie eingekehrt sei, welche ihm sehr gefallen habe; die älteste Tochter habe er aber selten zu sehen bekommen, weil sie so kränklich gewesen wäre. Bei einem ihrer Krankheitsanfälle wird er gebeten, bei ihr zu wachen. Nach einem kurzen Schlummer offenbart sie ihm, daß sie etwas über sie beide wisse, was sie jetzt noch nicht sagen dürfe. Stilling aber fühlt innerlich dasselbe, legt seine Hand in die ihrige und sagt: „Gott im Himmel segne uns, wir sind auf ewig verbunden!“ So etwas ist eine Besonderheit. Leute wie Stilling, die in einem besondern engen Verkehr mit der Welt des Geistes stehen, dürfen wohl berechtigt sein, ihre eigenen Wege zu gehen. Wer sich dessen nicht so sicher ist, der bleibt besser innerhalb gewöhnlicher Linien. Es ist ratsam, mit der Berufung darauf, so und so meint man, sei es Gottes Wille, bescheiden zu sein. Wo z. B. ein Mädchen urplötzlich von einer Werbung überrascht wird und die entsprechenden Empfindungen, aus welchen ein „Ja“ herauswachsen könnte, nicht in sich vorzufinden vermag, da ist es doch unzulässig, es dadurch in eine peinliche Lage zu

bringen, daß man ihm sagt, der betreffende junge oder ältere Mann meint, es sei Gottes Wille, daß sie einander heiraten. Wie leicht kann er da seinen Wunsch für Gottes Willen halten! Es ist vielmehr Gottes Wille, das auch das Gefühl des andern Teiles Berechtigung haben soll und die männliche Welt sollte vor allem die Rechte der weiblichen schützen und in Ehren halten.

Langes Zaudern und Säumen hat natürlich auch sein Bedenkliches. Wie bald war der Erzvater Jakob mit seiner Wahl fertig! — Sündhaft sind natürlich, wie schon früher bemerkt, Spielereien und Tändeleien in der Sache, wie wenn sich ein junger Mann darin zu gefallen sucht, bald mit dem einen, bald mit dem andern Mädchen anzubinden und Gefühle zu erregen, welche er im Grunde nicht erwidern will. Er kann leicht ein Mädchen, das so etwas nur ernst nehmen will, unglücklich machen. Sein etwaiger Ruhm — so und so viele hätte er haben können! ist keine Empfehlung seines Charakters. Solche Liebesritter und Mädchengucker stehen außerhalb der Zucht des Geistes Gottes und treten die Würde des Mannes in den Staub. Wer keine ehrlichen Absichten hat, soll mit keinem Mädchen einen intimen Verkehr beginnen. Unsere Irrenhäuser sind voll von weiblichen beginnen. Unsere Irrenhäuser sind voll von weiblichen Kranken, an deren Unglück gewissenlose junge Männer schuld sind. Dasselbe sollten sich natürlich auch Mädchen merken. Es ist gegen alle weibliche Würde, junge Männer anzuziehen, nur um sie wieder abzustoßen. Manch einer hatte von derlei Spielereien keine Ahnung, fühlte sich tief verletzt und vermochte zur gesamten Frauenwelt kein Vertrauen mehr zu gewinnen.

Es heißt ja, die Frau, welche man heiratet, ist das Maß des Mannes — aber auch schon in der ganzen Art und Weise, wie jemand sucht und findet, wird er seine Besonnenheit, seine Gewissenhaftigkeit, seinen Charakter überhaupt weit-

gehend dokumentieren. Bei dem einen heißt es: „Ich kam, ich sah, ich siegte“ — wie etwa bei dem berühmten Dichter Justinus Kerner und seinem „Rikele“; bei dem andern schürzen sich die Fäden nur langsam. Viel liegt im Rahmen einer Persönlichkeit. Man schließt mit Recht von der ganzen Familie auf das einzelne Glied derselben. Ist sodann ein Mädchen eine gute Tochter, eine gütige Schwester — da wird man wohl denken dürfen, sie werde auch eine gute Frau werden. Die genannten Eigenschaften waren es ja, welche dem jugendlichen Goethe in Wetzlar an der Charlotte Buff so ungemein gefielen, und seine Schilderung ihres freundlichen Wesens zu ihren jüngeren Geschwistern gehört zum Schönsten, was man an Mädchengeschichten lesen kann. Auf dem Boden solcher Erwägungen und Beobachtungen, verbunden mit persönlicher Zuneigung, dürften sich denn auch wohl die normalen Beziehungen engerer Art entwickeln. In der 1905 erschienenen Jugendschrift v. M. Schenkel: „Hans Klaus“ heißt es z. B. von dem betreffenden Gymnasiasten, welcher bei seiner jüngst verheirateten Schwester schöne Tage verlebte: „Und auch noch etwas fand er hier. Zum ersten Mal trat, wie ein Gebild aus Himmelshöh'n, ein Mädchen ihm entgegen, schön an Leib und Seele. Das war die achtzehnjährige Schwester seines Schwagers. Worte der Liebe wurden zwischen den jungen Leuten nicht gewechselt. Die gegenseitigen Blicke der Liebe fühlten sie aber wohl. Klaus war zu gewissenhaft, ebenso sein Schwager und seine Schwester, als daß an ein bindendes, heimliches Wort gedacht wurde. Als er aber nach fast einer Woche Abschied nahm, konnte er es nicht lassen, die Hand der jungen Dame länger und fester zu drücken. Das Mädchen aber mußte mit dem feinen Instinkte, der dem Weibe hier gerade eignet, fühlen, daß sie ihm mehr als nur eine Bekannte war. Der Jüngling zog fort, der Jungfrau Bild tief im Herzen. „Ihr Bild

soll mich bewahren", so gelobte er sich. „Einst, wenn ich kann und wenn es Gott will, hole ich mir sie, und wenn sie am Ende der Erde wäre!"

Sehr interessant wird auch in dem neulich erschienenen Buch: „Jövik" von Nikolai von einem jungen Gymnasiallehrer Glöding erzählt, wie er öfters den Rektor besuchte und dabei Gelegenheit hatte, dessen anziehende und gebildete Tochter zu beobachten, auch wohl zuweilen sich etwas mit ihr zu unterhalten. Mehr und mehr fesselte sie ihn, bis er ihr eines Tages, wo er bei einem Besuch mit ihr im Garten allein gelassen wurde, zu erklären sich Mut faßte, daß sie für ihn das höchste irdische Glück ausmache. Da war der Herzensbund bald geschlossen. Es lohnt sich für junge Leute, gute christliche Erzählungen und sogenannte Novellen zu lesen, um es sich zu notieren, wie sich Liebesepisoden in gebildeten Kreisen ausnehmen. Sachen, wie die von Helene Hübner, z. B. „Es muß doch Frühling werden!" Dann auch die Erzählungen der Ottilie Wildermuth, etwa: „Zur Dämmerstunde", würde ich Ihnen und Ihrem Freundeskreis bestens empfehlen. Aus dem letztgenannten Buch läßt sich viel gesundes Denken über Heiratsfragen gewinnen und keine deutsche Familie sollte daran vorbeigehen. Sie werden sich auch beim Lesen solcher Erzählungen merken, daß es nicht hübsch ist, wenn junge Leute einander ihre besonderen Sachen an unpassenden Orten sagen. In den Geschichten E. Schrills (Pastor Keller) aus dem Leben der südrussischen Kolonisten heißt es z. B.: „Hinter dem Hofraum, dort, wo der Schulze seine mächtigen Stroh- und Heuhaufen hatte, stand sein Sohn mit der dunkeläugigen Margret, seiner Braut." Und ein andermal sagt eine Frau zu ihrem Mann: „Hör' mal, mit der Lisbeth kann es schneller Hochzeit geben, als Du denkst. Ich habe sie gestern Abend wieder mit dem Schmied hinter der Mühle stehen und sprechen sehen." Hin-

ter Strohhaufen und Nebengebäuden sollten junge Leute ihre Privatsachen nicht austauschen. Besser allgemein verkehren, bis sich etwas Bestimmtes anbringen läßt, und dieses dann unter Dach und Fach oder im Blumengarten — etwa wie der Dichter singt:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Vöglein sangen,
Da hab' ich ihr gestanden
Mein Lieben und Verlangen."

Manche Liebhaber haben ihre Werbung schriftlich angebracht, besonders dann auch bei den Eltern der Betreffenden. Einer der lesenswertesten Briefe dieser Art, welche später ihren Weg in die Presse gefunden haben, ist der von dem berühmten Bismarck, als er 1846, in seinem 31. Lebensjahre, bei einem Herrn v. Puttkamer um dessen Tochter anhielt. Schön und richtig bemerkt er da gleich zu Anfang, daß er ihn um das Höchste bittet, was er auf dieser Welt zu vergeben hat. Dann erklärt er sich über den Hauptzweck, welcher bei so einer Entscheidung ins Auge gefaßt werden muß — über seine Stellung zum Christentum. Nach manchen Irrfahrten auf dem Gebiet der Freigeisterei hat er wieder beten gelernt und in dieser seiner religiösen Stellung wurzelt nun sein Mut, nach einer Bekanntschaft mit Fräulein Puttkamer von nur zwei Monaten, die eheliche Verbindung mit ihr zu erstreben. Wie ernst und gewissenhaft es wahrhaft gebildete Leute mit so einer Sache nehmen sollten, kann man aus diesem Schreiben wohl lernen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Mein lieber T.! Anknüpfend an mein voriges Schreiben wäre wohl über die sogenannte „Verlobung" einiges zu bemerken. Die Verlobung verleiht dem intimern Verkehr

der Betreffenden ein gewisses gesellschaftliches Recht und begründet den Brautstand. Es ist wohl ratsam, sie bald zu veranlassen und ihr etwas von einer kirchlichen Weihe zu geben. Da sie das gesetzlich giltige Eheversprechen enthält, so trägt sie die ganze Freude und den ganzen Ernst des spätern Ehelebens wie in einer Knospe in sich. Die Verlobung schlingt auch um die Betreffenden eine Art schützendes Band. Sie sind nun kein Gegenstand heiratsbegehrlicher Pläne mehr für andere. Es ist ein Zeichen von einem ethisch gesunden Sinn in einer Bevölkerung, wo es für höchst unschicklich und verpönt gilt, einem Bräutigam etwa seine Braut abzujagen. Das wäre ein frevelhafter Eingriff in seine speziellsten Privatinteressen und mit irgend welchem Respekt vor Luk. 6, 31, der "Golden Rule" völlig unvereinbar. In der moralisch verwahrlosten Zeit des römischen Reichs, als ein Tiberius und Nero alle Schlechtigkeit gut hießen, gehörte so etwas zum Alltäglichen in der sogenannten „höhern" Gesellschaft, aber schon ein sittlich korrektes Gefühl wird sich dagegen auflehnen. Es ist nur richtig, wenn junge Männer, ehe sie sich für eine Mädchenbekanntschaft speziell interessieren, zuerst sich zu vergewissern suchen, ob die Betreffende nicht schon von sonstwoher besondere Aufmerksamkeiten annimmt, um im gegebenen Fall lieber keine Annäherung zu versuchen. Eine förmliche Rohheit ist es natürlich, wo jemand etwa einen Liebhaber zu verleumden sucht, um für sich dabei zu profitieren. Unsere heidnischen Vorfahren, die alten Germanen, fanden so ein Tun abscheulich. Nach ihren Vorstellungen über das Jenseits kamen in die Unterwelt, also an den Ort der Strafe, neben den Feigen, den „Strohtoten", auch diejenigen, welche einer Liebsten „ins Ohr geraunt" hatten. Es liegt viel Ehrenhaftes darin, wenn ein junges Paar vor den Traualtar als „freie Personen" treten kann, wenn Braut und Bräutigam kein etwa halbes Ja sonstwo

abgegeben haben, dessen Zurücknahme nicht klar und womöglich befriedigend erledigt worden ist. Junge Leute, welche unter den Segnungen und der Leitung des Christentums aufzuwachsen das Vorrecht haben, sollten so zum Traualtar schreiten, daß alle ihre Bekanntschaften mit aufrichtigsten Wünschen für ihr ferneres Glück im Segen der Kirche über sie sich vereinigen und singen können: „Nun gehe, neuvermähltes Paar — im Frieden Gottes hin!“

Es sind natürlich die Ansichten darüber, was für eine Freiheit und Beweglichkeit so ziemlich verlobten oder fest verlobten Leuten ansteht, verschieden und gerade hier wird sich viel von dem feinen Takt ausprägen, welcher edeln und innerlich gereiften Charakteren eigentümlich ist. Eins der fesselndsten und belehrendsten Beispiele dieser Art schildert der schon erwähnte Ernst Schrill in seiner hübschen Novelle: „Die halbe Verlobung“. Er führt in derselben seine Leser zu den stämmigen, wortkargen, aber sittlich soliden und knorrigen Friesen. Merret Sörensen ist einige Zeit in Hamburg gewesen, um hier bei ihrem Onkel die städtischen Manieren einer deutschen Gastwirtschaft zu erlernen. Zurückgekehrt, weiß sie ihre Geschicklichkeit bei ihren Sommerfrischlern und Badegästen ausgezeichnet anzubringen, imponiert aber auch durch ihre Schönheit und ihren weiblichen Takt. Insonderheit aber meint Boi Jensen, der wohlhabende Nachbarsohn, mit dem sie von Kind auf gespielt hatte und der seit Jahr und Tag darauf gezählt, sie einmal zu bekommen, nun müsse die bestimmte Zusage von ihr gewonnen werden, obschon sie in ihren reifern Jahren keine Annäherung von ihm angenommen hatte. So plagt er sie denn mit Andeutungen und Fragen, ob sie keine besonderen Empfindungen gegen ihn hätte, bis sie ihm bündig erklärt: „Wi beide passen min Leevdaage nich toesam. As wi Kinner waren, was ich di in allem over, hebb di kummandeert, un wenn Du mal nich

wullst, dann hebb' ich di an'n Arm packt un di schuddelt, bit Du mi pareerst. Awer wenn ik en Mann von Harten leev hebb'n soll, dann mött he so stark wesen as en Eekbom, datt ik mi för hum bügen mött un nich hei vör mi!" Schließlich bemerkt sie ihm, daß sie nicht mehr frei sei — „Ik bin ook versegqt, man nich hier herum." Aber mit dem letzten Wort stürzt sie sich in peinliche Schwierigkeiten. Sie ist in Hamburg mit einem Maschinisten bekannt geworden, der sich ihr anders gegeben hatte als gewöhnlich, aber nach wortkarger Friesen Art noch kein entscheidendes Wort hatte fallen lassen; er hatte ihr nur gesagt, er meine jetzt das passende Mädchen gefunden zu haben — daß sie es sei, hatte er nicht Zeit gefunden hinzuzufügen. Sie aber wußte, ihr Herz gehöre ihm, wenn auch kein bestimmtes Wort von ihren Lippen gefallen war. Gab ihr freilich diese Empfindung schon ein Recht, sich als verlobt zu betrachten und sich sogar so zu bezeichnen? Ein junger Badegast aus Berlin, der sich in sie förmlich vergafft hatte, meinte, er könne sie jetzt noch gewinnen, da sie über ihr Liebesverhältnis gar nicht erfreut zu sein scheine. Sie aber erklärt ihm sehr bestimmt: „Ein Friesenmädchen liebt nur einmal und wenn einer sich vor Gott einem Mädchen versprochen hat, dann ist sie seine Braut für immer. Die Braut kann an keinen andern Mann mehr denken; es wäre wie ein Ehebruch. Darum sprechen Sie nicht so gottlos zur Braut eines andern. Dann paßt unser einer nicht zu eurer Art. Wir haben ein anderes Herz und andere Gedanken. Sehen Sie mich auch nicht mehr so an wie bisher und sprechen Sie nicht, niemals mehr so mit mir, — ich darf das nicht hören!" Der Berliner meint jedoch wunder was zu tun, wenn er sich so tief herabließe, einem einfachen Landmädchen eine Liebeserklärung zu machen. Er glaubte, sich bei ihr alles erlauben zu dürfen. Er umfaßte sie, sagend: „Sag ja! und ich küsse Dir meines Lebens Glück

von den Lippen!" erhält aber jetzt von ihr eine so wohlgelungene Ohrfeige, daß er erschreckt zurücktaumelt. „Schämen sollte sich ein gebildeter Mann", fügt sie ihrer raschen Tat hinzu, — „ein schutzloses Mädchen so anzufallen! Das ist mir denn doch zu toll; wäre mein Vater gesund, so würde er Sie hinauswerfen. Wenn ich das nun auch nicht kann, — nun, so kann ich mich noch genug wehren." Schließlich kommt die Sache mit ihrer halben Verlobung hübsch in Ordnung; der Berliner Sommerfrischler aber hat durch seine tiefe Demütigung einen lebhaften Eindruck davon bekommen, was es mit dem Begriff weiblicher Würde eigentlich auf sich hat und daß moralische Linien peinlich scharf sein können.

Der Ernst der Verlobung tritt gelegentlich da auf, wo sich den Betreffenden andere, und anscheinend vorteilhaftere Möglichkeiten bieten. Perioden des Schwankens kommen auch leicht bei solchen, welche früh und schnell gewählt haben, dann auch da, wo der eine Teil in andere, äußerlich höhere Kreise geführt wird und nun die Sympathie mit der einfachern Denkweise des andern Teils meint verloren zu haben. Ottilie Wildermuth erzählt solche Beispiele. Hier kommt das Wort Ebr. 13, 9, sehr zur Anwendung und nicht leicht wird ein christlicher junger Mann oder ein christliches Mädchen das gegebene Wort ehelicher Liebe zurücknehmen, oder sich in einer Weise benehmen, welche die intimen Beziehungen lösen muß. Wo es dazu kommt, da ist es für den schuldlosen Teil ein schweres Geschick, — für den schuldigen aber meistens ein dunkler Flecken in seiner Lebensgeschichte. Leichtsinnig getroffene Einigungen lassen sich freilich auch oft leicht lösen; oft ist die Frage nicht unberechtigt, ob nicht rasch eingetretene veränderte Umstände als Gottes Weisungen angesehen werden dürfen, die getroffene Beziehung noch einmal genau zu prüfen — denn Umstände sind ja auch Gottes Boten — aber im allgemeinen muß das unter vier Augen gegebene „Ja" das abschließende Wort sein. Wer die schöne

Zeit grünender Liebe verlebt, wie ein Isaak nach 1. Mos. 24, 63, der wird nicht leicht in solche Versuchungen kommen. Natürlich müssen da auch die Gelegenheiten dazu vermieden werden. Es hat etwas von sittlicher Verwilderung an sich, wenn von einander entfernte verlobte Leute gesellschaftlich so verkehren, als ob sie sich in keiner Weise gebunden hätten. So eine Haltung ist keine Selbsterziehung zur ehelichen Treue, sondern ein Hindämmern in unabgeklärten Ideen über die tiefsten Empfindungen der menschlichen Seele. Die vielen Eifersüchteleien verlobter Leute in unserm Lande, mit oft tötlichem Ausgang, haben gewöhnlich ihren Grund in solchem Mangel an entsprechender männlicher oder weiblicher Selbstzucht. Insbesondere ist solche Ungebundenheit mit dem guten alten Begriff von Liebe bei unsern Vorfahren ganz unvereinbar. Diese feierten die Liebe unter dem Begriff der Minne, d. h. dem tief innerlichen Gedenken der Geliebten, welche man sich beständig im Geiste gegenwärtig dachte. Schön heißt es ja in dem ältesten deutschen Minneliedchen, welches wir besitzen — es stammt aus dem 12. Jahrhundert:

„du bist min, ih bin din.
des sollt du gewis sin.
du bist beschlozzen
in meinem Herzen;
verlorn ist daz schlüzzelin:
du muost immer dar inne sin."

Schön und ergreifend hat sodann diese Auffassung von bräutlicher Treue in unsern berühmten Epen des Mittelalters, besonders in der „Gudrun" ihren Ausdruck gefunden. Es kann Ihnen und Ihrem Freundeskreis nur gewinnreich sein, wenn Sie derlei altdeutsche Sachen auch einmal lesen und an der Hand derselben den tiefernsten, gemütsreichen Familiensinn unserer Vorfahren auf sich wirken lassen. Zu denken und zu lernen giebt es da viel Veranlassung.

Postscriptum. Bald hätte ich vergessen, auf Ihre Frage in Ihrem letzten Schreiben noch etwas zu bemerken. Sie meinen, ob der in meinen frühern Briefen ausgeführte Satz von der Verpflichtung jedes Menschen zur Ehe nicht leicht mißverstanden und daher Unheil anrichten kann? Ja, natürlich kann das leicht passieren; daher muß das „normal“ sehr betont werden. Mit Recht sagen die Aerzte ja auch, daß viele Menschen nicht heiraten sollten, um nicht etwa physische und seelische Mängel zu vererben, oft auch deshalb nicht, weil sie unfähig sind, für sich und eine Familie das tägliche Brot zu erwerben. Wer sonst aber von jedem Versuch zu heiraten, absieht, der muß sich sicher sein, daß ihn Gott so führt. Oft hat sich z. B. nichts Passendes gefunden oder eine Neigung wurde nicht erwidert und eine andere ließ sich nicht leicht kultivieren. In solchen Fällen würde die Ethik wohl schweigen. Unsittlich sind Verzichte auf die Heirat aus bloßen Bequemlichkeitsrücksichten. Die Betreffenden zeigen es aber oft in ihrem eigenen Leben, daß sie ihr Egoismus irre geführt hat. Die Statistik beweist, daß verheiratete Leute durchschnittlich länger leben als unverheiratete und die Marotten alter Herren und Damen, welche von einem eigenen Herd nichts wissen wollten, dann aber auch keinen Familienanschluß sonstwo suchten, um sich durch ein Mittragen an den kleinen Lasten und Sorgen des täglichen Lebens im engen Raum ein wertvolles Stück Selbstzucht und persönlicher Charakterbildung anzueignen, bekunden den unnormalen Verlauf solcher Lebensgeschichten.

Alle solche Fälle unterliegen jedoch besonderer Prüfung, von welcher natürlich jeder sich zurückzieht, dessen Beruf so etwas nicht wäre. Es bleiben ja viele ledig aus Pflicht und Führung, verzichten auf eine eigene Häuslichkeit, um so der Wohlfahrt der Menschheit im allgemeinen oder eines engen Kreises besser zu dienen. Viele römischen Priester verzichten

auf die Ehe in dem treuherzigen Glauben, es muß so sein und die Sache geht ihnen auch nicht leicht. Manch ein protestantischer Geistlicher hat Jahre lang seine Wünsche bezüglich ehelichen Glückes in den Hintergrund geschoben und manch einer hat sie ganz begraben, um so seinem Amt oder besondern Bestrebungen, etwa literarischen, besser dienen zu können. Es kommt ja auch vor, daß Leute auf die Heirat Verzicht leisten, um mit ihrem kleinen Einkommen ihren armen Familiengenossen helfen zu können. Ich habe von einem Pfarrer gelesen, welcher Jahre lang seiner magern Einkünfte wegen es nicht wagte, einem Fräulein von seiner Neigung zu ihr etwas zu sagen. Als es mit seinen Finanzen etwas besser wurde und er sich auch sonst innerlich über seinen Schritt klar war, kleidete er sich eines schönen Tages in seinen Sonntagsstaat und machte sich auf den Weg zur Brautwerbung. Aber er war noch nicht weit gegangen, da begegnet ihm seine arme Schwester, welche soeben Witwe geworden war, mit einem Häuflein kleiner Kinder, die nun alle bei ihm Unterkommen suchen wollten. Da sieht er sofort, daß eine eigene Heirat und die Versorgung dieser Lieben nicht zusammen gehen kann. „Herr, wie du willst!“ sagte er nach einem kurzen Kampf in seinem Innern und kehrt um. So etwas ist wahrhaft heroisch und solch einen Heroismus darf man bei vielen Diakonissen und Missionaren, welche lange und manche ja überhaupt unverheiratet bleiben, wohl rühmen. Man hüte sich also, über alte Junggesellen und ''old maids'' im allgemeinen wegwerfend zu urteilen, viele von ihnen gehören zu den Juwelen der menschlichen Gesellschaft.

Vierundzwanzigster Brief.

Mein lieber T.! Manche anderweitige Sachen und Pflichten werden mich wohl veranlassen müssen, mit dieser Art regelmäßiger Episteln an Sie bald zum Schluß zu kommen. Kurz also noch einiges Nötige über Hochzeit und Ehestand an sich, um der Besprechung unseres Themas doch eine gewisse Abrundung zu geben. Die Verlobung findet natürlich ihren formellen Abschluß mit der Hochzeit. Wo verlobte Leute nicht weit von einander wohnen, sich etwa von früher her kennen, da ist es jedenfalls schicklich, mit der Hochzeit nicht zu lange zu warten. Anders ist es, wo beide weit von einander entfernt sind und sich durch gelegentliche Besuche und Briefwechsel noch etwas näher in einander finden wollen. So genußreich sich so ein bräutlicher Verkehr nun auch gestalten kann, so darf man doch auch nicht unbillige Erwartungen an ihn stellen, — als ob etwa durch ihn alle vorhandenen Unebenheiten ausgeglichen und alle Schwächen geheilt würden. Das zeigt die höchst instruktive Erzählung: „Elisabeth“ von Marie Nathusius, welche ich Ihnen sehr empfehlen möchte. Elisabeth ist unter sehr sorgfältiger Fürsorge und Leitung aufgewachsen, insonderheit hat sie die reiche Liebe ihrer frommen Großeltern genossen. Nach alter Sitte ihrer aristokratischen Familie meint man, sie auch durch einen Ball in die sogenannte Gesellschaft einführen zu müssen. Hier aber gewinnt ein junger Herr v. Kadden in dem Maße ihr Interesse, daß weitere Beziehungen der beiden jungen Leutchen unvermeidlich scheinen, obschon Mutter und Großeltern mit großer Besorgnis auf ein Verhältnis blicken, das im Ballsaal begonnen wurde. Zudem ist Herr von Kadden religiös indifferent und sehr jähzornig. Er hat sich daran gewöhnt, bei irgend welchem Aerger seinen Stallburschen mit Ohr-

feigen zu traktieren, die er ihm nachher mit Entschädigungsgeldern vergütet. Aber er ist edler Einwirkung offen und zugänglich und so baut die schwärmerische Elisabeth ganz auf die guten Seiten und Züge seines Wesens und hofft blaue Wunder von ihrem Einfluß auf ihn. Mutter und Großeltern nehmen mit der Sache schließlich vorlieb, übergeben sie dem Herrn und bemühen sich nun, dieselbe so gut und segensreich gestalten zu helfen, wie irgend möglich. Der Großvater spricht mit dem jungen Mann und sagt ihm offen, woran es ihm fehlt. Der aber meint, die Liebe zu Elisabeth hätte ihn jetzt schon zu einem andern Menschen gemacht. Der weiter blickende alte Herr bewies ihm den Sandgrund solcher Ansichten und sagte ihm, man müsse eine andere Kraftquelle haben, im ehelichen Leben kein Fiasko zu machen als bloße Stimmung; aber, berichtete er der Großmutter: „Es ist unmöglich, ihn von der Hilflosigkeit der besten Vorsätze zu überzeugen und ein neues Herz kann ich ihm doch nicht andisputieren.“ Bei einer andern Unterredung zeigt der Großvater dem jungen Liebhaber den Unterschied ihrer gegenseitigen Weltanschauung noch schärfer. „Elisabeth ist im Glauben an Jesum Christum erzogen worden, ohne den dieses Leben armselig ist, daß aber unsere eigentliche Seligkeit erst droben kommt; Sie aber gehen mit Ihren Wünschen über dieses Leben nicht hinaus.“ „Wenn nun“, sagt der Greis weiter, „Elisabeth trotz der Kluft zwischen Ihrer gegenseitigen Lebensanschauung Ihnen ihr Herz schenken kann, so ist das jedenfalls mit der glücklichen Hoffnung, daß Sie einst mit ihr denselben Glauben teilen werden. Das aber ist auch unsere Hoffnung. Wenn jemand ein Glied unserer Familie wird, so kann er sich weder unserer Liebe, noch dem wunderbaren Einfluß entziehen, den der heilige Geist einem Familienleben verleiht. Und wir sind eine starke Familie; unsere Liebe wird Sie beunruhigen, unsere Gebete werden

Sie drängen—wird Ihnen das auch peinlich sein?" Herr v. Kadden begriff das alles nicht, aber er wollte lernen, meinte freilich auch, wenn ein junges Frauchen einmal recht hitzig und böse würde, das müßte wundernett aussehen; er natürlich würde sich ihr gegenüber nie vergessen. Im ganzen war doch die Verlobungszeit für ihn eine Zeit inneren Wachsens. Aber seine natürliche Heftigkeit machte sich bald nach der Hochzeit bei ihm geltend; auch seiner Frau gegenüber vermochte er sich durchaus nicht so zu beherrschen, wie er das von sich erwartet und sich zugetraut hatte, und es nahm viel Rücksicht und Liebe von ihrer Seite, um nicht zu verzagen. Erst nach manchen Stürmen und demütigenden Erfahrungen lernte der junge Ehemann kindlich das schöne Wort gelten zu lassen, voll und ganz: „Ein jedes Menschenherz hat eine Wunde, und diese Wunde heilt nur Jesus!"

So ist es ganz in der Ordnung, wenn verlobte Leute ihrem Hochzeitstag mit Erwartung und Spannung entgegensehen, wenn sie sich herzlich darauf freuen, bald immer beisammen sein zu können, um das schöne Wort in seinem ganzen Reichtum an sich zu erfahren: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude!" und wenn ihnen im Blick darauf alles das von poetischer, rosiger Stimmung durch die Seele wogt, dessen sie fähig sind. Ergreifend läßt ja Schiller in seinem „Tell" die beiden Liebenden, Rudenz und Bertha, sich über ihre nunmehr zur Gewißheit gewordene eheliche Verbindung aussprechen, wenn Rudenz sagt:

„O Bertha, all mein Sehnen in das Weite,
Was war es als ein Streben nur nach euch?
Könnt ihr mit mir euch in dies stille Tal
Einschließen und der Erde Glanz entsagen,
O, dann ist meines Strebens Ziel gefunden.
Dann mag der Strom der wildbewegten Welt
Ans sichre Ufer dieser Berge schlagen.
Hier, wo der Knabe fröhlich aufgeblüht,

Ob tausend Freudespuren mich umgeben,
Wo alle Quellen mir und Bäume leben
Im Vaterland willst du die Meine werden?"

Darauf sagt Bertha:

„Wo wär' die sel'ge Insel aufzufinden
Wenn sie nicht hier ist, in der Unschuld Land?
Da trübt kein Neid die Quelle unseres Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.
— Da seh' ich dich im echten Männerwert
Den ersten von den Freien und den Gleichen
Groß wie ein König wirkt in seinen Reihen."

Und Rudenz fügt hinzu:

„Da seh' ich dich, du Krone aller Frauen,
In weiblich reizender Geschäftigkeit
In meinem Haus den Himmel mir erbauen
Und, wie der Frühling seine Gaben streut,
Mit schöner Anmut mir das Leben schmücken
Und alles rings beleben und beglücken."

Wie insonderheit christliche Brautleute über einander denken und ihrem Hochzeitstag entgegen sehen, das zeigen die Briefe von Johann Heinrich Wichern, dem Begründer des Rauhen Hauses bei Hamburg, an seine Braut, die er in der Sonntagschule als Lehrerin kennen gelernt hatte. Da schreibt er unter anderm: „Was ich an Frauen und Mädchen und auch an Dir, neben dem Inwendigen, welches das erste ist, liebe, ist einfaches Erscheinen vor der Welt; einfache Kleidung und einfaches Wort; nie mehr sagen, als man im Herzen hat. Nimm Dich auch des Hausstandes fleißig an; denn eine Frau, die den nicht führen kann, ist nie und nimmer, wie sie sein soll; auch die niederen Geschäfte des Hauses müssen ihr gut zustehen. Als ich Dich gestern in der Sonntagschule unter den kleinen Mädchen beschäftigt sah, da hätte ich Dich bei der Hand nehmen mögen und Gott bitten, uns einander bald

in noch engerem Bunde zu schenken, um für ihn zu arbeiten. Die Sehnsucht meines Herzens hat lange ausgeschaut nach einem menschlichen Wesen, das Freud und Leid inwendig und auswendig mit mir teilen möchte; ich habe es nicht gefunden, bis der Herr Dich mir zugeführt. In der rechten Liebe wollen wir alles hoffen und es dem Herrn anheim stellen, wann er uns zum schönen Bunde zusammen treten lassen wird."

Bei der Kopulation reichen sich zwei freie Persönlichkeiten die Hand zum Bunde. Kein ander Versprechen soll ihr Gewissen beschweren. Sie hören nun auf, ledige Leute zu sein. Sie nehmen einander und mit einander vorlieb, mit allen Vorzügen und Schwächen, welche sie aneinander bemerkt oder noch zu notieren Veranlassung finden mögen. *Die Ehe ist ja die ausschließliche Liebes- und Lebensgemeinschaft zweier Persönlichkeiten verschiedenen Geschlechts, welche eine gesetzliche und bei Christen vor allem eine kirchliche Sanktion hat.* Rühmenswert ist es, die Hochzeit würdevoll zu gestalten — die Trauung in der Kirche, das Festmahl daheim; mit Sonnenuntergang Schluß der allgemeinen Feier. Einen literarischen Abend kann man oft besser zu einer andern Zeit arrangieren. Es hängen sich leicht unpassende Fäden an Hochzeitsfestlichkeiten, die sich oft sehr gut vermeiden lassen. Wie befriedigend, beim Rückblick auf diesen schönen Tag sagen zu dürfen — es war alles schön, vom Anfang an bis zum Scheidegruß des letzten Gastes und der beste Hochzeitsgast ist nie geschieden, das ist Jesus Christus, der die Hochzeit in seinen Reden hat Modell stehen lassen für das Glück, welches seine Nähe und Gemeinschaft einem Herzen bringt. Darum mag der Dichter wohl singen:

„Wie schön ist's doch, Herr Jesu Christ,
Im Stande, da dein Segen ist,
Im Stande heil'ger Ehe!"

Fünfundzwanzigster Brief.

Mein lieber T.! Mit einem kurzen Wort über das Eheleben an sich möchte ich diesen Cyklus brieflicher Blätter an Sie abschließen. Ist dasselbe einigermaßen glücklich, dann erblühen dem Menschen in seinem Rahmen die schönsten irdischen Freuden. Hier fühlt sich einer für des andern Wohl verantwortlich; einer findet seine Befriedigung im Dienst des andern. Wenn es daher heißt, daß mit der Hochzeit die Romantik und die Poesie des Lebens endigt und dessen Prosa beginnt, so ist das nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Glücklich verheiratete Leute werden es nicht gelten lassen; ihr "honey-moon" wird bleiben und — bleiben. Sie werden gern citieren: „Die Welt wird schöner mit jedem Tag!" wenn auch natürlich das eheliche Leben nicht alle Herzenswünsche befriedigt. Aber es wird sich bewähren, was uns mein verehrter Lehrer, Dr. Seibert, vortrug. Die Ehe ist ein Garten der Liebe, wo die natürliche Selbstsucht des Menschen erstirbt und sein besseres Selbst sich emporarbeitet, wie nicht leicht sonstwo; wo man sich also gern selbst etwas versagt, um seinem Nächsten etwas begehrenswertes Schönes genießen zu lassen. Die Ehe ist aber auch eine Burg des Friedens, wo die Gatten gleichsam geschützt sind vor den Zwistigkeiten der Welthändel und sich an den idealen Lebensgütern erquicken. Vor allem aber soll die Ehe sein eine Hütte Gottes beiden Menschen, wo die Engel Gottes die Insassen jeden Morgen grüßen und als die Beschirmer des Schicklichen und Schönen mit jedem Tage heimischer werden. In der Liebe zu Gott und der Treue gegen seine Weisungen soll sich die Treue der Gatten gegen einander immer neu verjüngen. Man sorge nur, daß Christus das A und das O, der erste und der letzte auch im ehelichen Leben ist, dann wird der Sonnenschein nie fehlen. Wie richtig singt ein Spitta:

„O selig Haus, wo du die Freude teilest,
Wo man bei keiner Freude dein vergißt!
O selig Haus, wo du die Wunde heilest,
Und aller Arzt und aller Tröster bist?"

Ja, wie vieles möchte ich Ihnen citieren — so das schöne Wort von Thiersch: „Es liebe die Frau den Mann mit ganzer, hingebender, d i e n e n d e r Liebe; es liebe der Mann sein Weib mit ganzer, hingebender, s c h i r m e n d e r Liebe". Ergreifend ist es, wie überall, wenn vom häuslichen Glück die Rede ist, die Bedeutung der Frau für dasselbe betont wird. Davon liefert ja das Wort an sich einen Beleg. Es ist das ein urdeutsches Stammwort, — frouwa — hieß es ursprünglich und meinte — die Erfreuende, diejenige also, welche dem Manne die Ruhe und Heiterkeit gleichsam in die Seele sonnte und einen eminent belebenden Einfluß auf das ganze Haus ausübte. Und wie erhebend wird in der heiligen Schrift, besonders in den Sprüchen, das Lob einer guten Frau besungen. Da heißt es z. B.: „Durch weise Weiber wird das Haus erbaut. Haus und Güter vererben die Eltern, aber ein vernünftig Weib kommt vom Herrn. Wem ein tugendsam Weib bescheert ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen. Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben." Wie aber das Christentum der Frauenwelt ihre eigentliche Würde gegeben und sie zu ihrem richtigen Adel verholfen hat, so ist ihr auch in den betreffenden Weisungen und Fingerzeigen der Apostel dasjenige Gebiet bezeichnet worden, wo sie vor allem, und am tiefgehendsten und einflußreichsten auch heute noch zu wirken vermag. Das ist das Gebiet der Familie, schade, daß unsere modernen Verhältnisse manche weibliche Persönlichkeit in andere, allem Gemütsleben fremde, Berufszweige zwingt.

Die Ehe will also wie mit Gott begonnen, so auch mit Gott geführt sein, dann erst wird sich das eheliche Glück richtig

bewahren und pflegen lassen. Daß es sich nicht von selbst weiter baut, ergiebt sich aus der menschlichen Veranlagung und unserem sündhaften Zustand. Dr. Warneck ermahnt deshalb in einer Hochzeitsrede die betreffenden Brautleute, sie sollen doch ja nicht vergessen, daß sie arme Sünder sind und keine Engel. Im täglichen engen Verkehrsleben und in der Ausübung des täglichen Berufs mit seinen mancherlei unerquicklichen Dingen, Aergerlichkeiten und Rauhheiten treten leicht Verstimmungen ein. Man bleibt nicht immer in der rosigen Laune des Hochzeitsmorgens. Auf die frühere Freiheit und Ungebundenheit hat man aber Verzicht geleistet. Da heißt es also — nicht nur hübsch klar denken und sehr aufpassen, wie man sich etwa zu räsonnieren erlaubt, sondern sich von Gott Kraft erbitten, um nicht in einem Augenblick leidenschaftlicher Aufregung viel Glück zu erschüttern. Sehr wichtig ist es daher, daß von vornherein gewisse Säulen des Familienlebens bestimmt und fest errichtet werden — so eine gesunde Hausordnung, eine entsprechende Verteilung von Arbeit und Erholung — „Tages Arbeit, Abends Gäste" — sagt ja der Dichter sehr hübsch — eine richtige Pflege des Sonntags — sodann ein vernünftiges Verhältnis von Einnahmen und Ausgaben, um Knauserkeit und Verschwendung zu vermeiden, vor allem aber die Errichtung eines Hausaltars, so daß man sich morgens und abends um ein Schriftwort sammelt und sich an den ewigen Lebensquellen der Gnade Gottes immer neu verjüngt.

Zwei Einwürfe Ihrer Freunde kann ich nur noch kurz berühren. Dem einen erwähne ich zu viel von Novellen und Romanen. Nun, ich nehme an, daß Ihnen in Ihrem Kreise die biblische Begründung ehelicher Sachen aus Predigten u. s. w. weitgehend bekannt ist. Es ist Ihnen dagegen vielleicht nicht so geläufig, aus belletristischen Schriften das eine und andere zu notieren, was für Ihr Wachstum an christlicher

Erkenntnis sehr gewinnreich sein dürfte. In christlichen Novellen und Romanen wird uns aber gegenwärtig so viel Schönes und Richtiges dargeboten, daß man wohl lernbegierige Leute darauf verweisen darf, sie nach verschiedenen Seiten hin in der Art von Spezialstudien auszunützen.

Ueber den andern Einwurf ließen sich Bücher schreiben. In den Ausdrücken über Ehe und eheliches Leben bewegt sich unser einer in Gegensätzen? Ja, dies wird wohl so sein. Wir reden von der Ehe als dem Inbegriff höchsten, irdischen Glückes, das jedem Menschen begehrenswert erscheinen muß — dann aber im selben Atem auch wieder von der denkbar ernstesten Lebensstufe, welche niemand ohne viel Nachdenken und Besonnenheit betreten sollte. Wir bezeichnen sie gern als eine Art Eden, ein Wonneland — im nächsten Augenblick aber auch wieder als die prüfungsreichste Lebensschule, voller Kampf und Arbeit. Ja — lieber Freund — so ist's und so wird es wohl richtig sein müssen. In einer unglücklichen Ehe erlebt jemand wohl das tiefste irdische Leid, so daß es mit Recht heißen kann: Ehestand — Wehestand; in einer glücklichen dagegen werden die richtigsten und reichsten Freuden eingeerntet, welche das irdische Leben bietet. Daß man nun auch hier von Ernst und Arbeit, von Kampf und Streit reden muß, liegt darin, daß halt auch sie sich ja auf dem Boden des irdischen, sündhaften Lebens entfaltet und ein Stück desselben ist. Wie viel Freude hat Ihnen die letzte Erntezeit gebracht und doch — wie viel Mühe hat sie Ihnen gemacht. So wie sie da die Gegensätze irgendwie zusammen bringen müssen, so muß es auch bei den Aussagen über das eheliche Leben zugehen. Sehr richtig ist ja gesagt worden, wer nicht mit Gegensätzen fertig zu werden weiß, ist kein Christ. Die Gegensätze des ehelichen Lebens vereinigen sich und lösen sich auf bei christlichen Eheleuten in der Erfahrung der L i e b e — der Liebe gegen einander und zu Gott. Da

wird ihnen denn jede Bürde leicht, und jeder Tag bringt Heil und das Familienleben wird ihnen eine Schule der Heiligung.

* * *

Postscriptum. Von einer längeren Reise zurückgekehrt, mache ich die Entdeckung, daß ich vergessen habe, mein letztes Schreiben an Sie abzusenden. Zugleich finde ich Ihren letzten Brief vor, welcher mir die interessante Mitteilung Ihrer „sehr glücklichen" Verlobung bringt. Ich beeile mich nun, Ihnen meine vor zwei Monaten geschriebene Epistel samt diesem Anhängsel mit nächster Post zu übersenden. Dann haben Sie das ganze meiner Ausführungen über Bildungs- und Heiratsfragen hübsch zusammen und können es ja im Lichte eigener Erfahrung einer nochmaligen Prüfung unterwerfen.

Also — verlobt sind Sie? Na, nichts für ungut — aber die schöne Angelegenheit muß sich bei Ihnen doch recht schnell entwickelt haben. Verloben geht ja ohne Verlieben nicht ab, wenig schmeichelhaft sagt der Engländer: "he fell in love!" und nun reden Sie auch schon von Hochzeit und Hochzeitsreisen — das ist alles viel Wichtiges und Schönes auf einmal oder schnell nach einander. In guten Dingen muß man auch langsam fahren. Bedacht und Besonnenheit waren ja gerade auch die Gesichtspunkte, welche ich Ihnen bei der Erledigung ehelicher Fragen wichtig machen wollte. Doch in dieser Angelegenheit macht sich ja auch manch stürmisches Drängen natürlich. Daß Sie sonst bei Ihrer Wahl gesundes Urteil, guten Geschmack und Winke von oben reichen Ausdruck haben finden lassen, bezeugen mir Ihre kurzen Mitteilungen. Ich glaub es Ihnen gern, daß sich ihre Sache nicht nach einem festgefügten System entwickelt hat, sondern daß Sie sich auf einmal gebunden wußten wie mit tausend Fäden.

Empfangen Sie also zu Ihrer glücklichen Eroberung meine herzlichsten Segenswünsche. Auch der Umstand, daß Ihre eigenen Eltern sowie auch die Eltern Ihrer Fräulein Braut Ihre beiderseitige Wahl aufrichtig willkommen heißen, muß unser einen zur aufrichtigsten Mitfreude veranlassen. Ich finde es sehr natürlich, daß Sie wünschen, Sie wären poetisch, könnten Verse machen und neue Weisen dazu komponieren. Lassen Sie sich Ihr Glück nur groß erscheinen und die Empfindungen der Dankbarkeit recht lebhaft durch Ihre Seele fluten. Es ist sicherlich etwas Großes, wenn ein Mädchen einem jungen Manne, den sie noch nicht von lange her kennt, das Jawort ehelicher Treue giebt, sein eigen sein will fürs ganze Leben. Welch eine Vertrauenssache ist nicht so ein Ja! Und kaum eine weniger große Bedeutung liegt in der Zustimmung der Eltern derselben. Einen größern Glauben an die Tüchtigkeit eines jungen Mannes kann es ja kaum geben, als wenn ihm Eltern ihre Tochter anvertrauen, sicherlich erwartend, sie werde bei ihm die zarte Fürsorge der Mutter und den starken Schutz des Vaters finden. Wie viele Täuschungen sind da schon vorgekommen! Der Bräutigam versprach das Beste und Schönste und behandelte sein Frauchen bald, als ob er sich mit ihm einen bloßen Arbeiter angeschafft hätte, und von einem Werden und Wachsen an geistigere Bildung, an Güte und Freundlichkeit war wenig zu spüren. Gern hoffe ich daher, mein Lieber, Sie besinnen sich in diesen für Sie so schönen Tagen, wie noch nie, auf die Quelle alles sittlich Schönen, Reinen und Guten — das ist die Gnade Jesu Christi, und lernen trinken aus diesem echten Urdesbrunnen verjüngendster Kraft mit neuem Durste. Daß der treue Herr Sie eine edle Lebensgefährtin finden läßt, eine die ihn kennt, von ihm zu reden, zu ihm zu beten, ein inneres Bedürfnis empfindet, also eine Jüngerin Jesu ist, — das ist doch auch ein Stück Vertrauen, d a ß e r, d a ß G o t t i n

sie setzt. Vergessen Sie ja nicht, es sich zu sagen, daß Gott Sie nie stärker zu sich gezogen hat als jetzt, wo er Ihnen ein junges, frisches, frommes Menschenkind anvertraut, es zu lieben, und für sein zeitliches und ewiges Wohl zu sorgen. Hoffentlich werden Ihnen Ihre nächsten Tage zu einer Zeit — wo sie mit unserm treuen Herrn enger zusammen wachsen als jemals vorher. Sie brauchen Gottes Beistand im ehelichen Leben. Christen lassen sich nicht ohne Sinn von einem Diener der Kirche trauen und segnen. Es drückt sich darin das Bekenntnis ihrer eigenen Schwäche aus gegenüber den neuen Lebenspflichten, welche ihrer warten und den Prüfungen, die da kommen mögen. Wie leicht es schon im jungen Eheleben bei allem ersten Klang und Flitter gefährliche Verstimmungen geben kann, das hat der früher schon erwähnte Nicolai (Prof. Scharling) in seiner hübschen Novelle: „Meine Frau und ich!“ höchst interessant und belehrend geschildert.

Zu Ihrer Hochzeit kommen? Das wird kaum gehen. Aber einen schönen Hochzeitstag wünsche ich Ihnen und ein mutiges Herz zur ernsten Feier, eine Seele voller Glauben an die Verheißungen unseres Gottes, welche dem Ehestande gelten, so daß es Ihnen nicht etwa über den vielen neuen Erwägungen, die nun kommen, angst wird, wie jenem deutschen Professor, welcher am Abend seines Hochzeitstages fortlief, so daß ihn seine Freunde zurückholen mußten. Möge es bei Ihnen und Ihrer Braut vielmehr zutreffen, was Albert Knapp schön sagt, wenn er singt:

„Willst du mit diesem Manne zieh'n,
Du Braut im Feierkleide?
Durch Freud' und Leid geleiten ihn,
Bis daß der Tod euch scheide?
Sprich freudig: Ja!
Der Herr ist da,
Getreue, fromme Seelen
Voll Gnade zu vermählen.

Willst du mit diesem Weibe zieh'n,
Du Mann im Feierkleide?
Sie lieben, als vom Herrn verlieh'n
In Freude wie im Leide?
Sprich freudig: Ja!
Unsichtbar nah
Sind Engel, und dort oben
Vernimmt Gott dein Geloben."

Und nun noch eins. Erwarten auch Sie vom ehelichen Glück nicht, was es zu bieten unfähig ist. Das innerste Bedürfnis des Herzens vermag es nicht zu stillen; den Durst unserer Seele nach ewigem Leben vermag nur Gott selbst zu befriedigen. Als der Dichter E. Geibel zum erstenmal im königlichen Schloß zu München eine seiner Dichtungen vorzulesen aufgefordert wurde und er bat, man möge ihm ein Stück bezeichnen, da wählte die Königin: „Das Geheimnis der Sehnsucht", ein Gedicht, welches die bemerkte Wahrheit höchst ergreifend zum Ausdruck bringt. Da heißt es:

„Wohl wähnt' ich einst in goldnen Stunden,
In meines Herzens Maienzeit,
Des Rätsels Lösung sei gefunden,
Und Minne heile jedes Leid;
Doch was so hoch mir war, so lieb,
Mir ward es — und die Sehnsucht blieb.

Darum zur Ruh, mein wild Gemüt!
Nicht alles wird hier Frucht, was blüht;
Du trägst der Erde, stummer Gast,
In dir, was nur der Himmel faßt.
Was für und für so ruhelos
Dich dunkel treibt auf deinen Wegen,
Es ist das erste Flügelregen
Des Falter's in der Puppe Schos;
Dir selbst bewußt kaum ist dein Leid
Ein Heimweh nach der Ewigkeit."

Nicht wahr, man notiere sich's: Alles Eheglück ist Erziehungsmittel in Gottes Hand, uns seinen Lebensquellen, uns jener Welt entgegen zu führen. Augustins herrliches Wort: „Du, o Gott, hast uns zu dir geschaffen und unser Herz ist unruhig in uns, bis es ruhet in dir!" soll sich auch im genußreichsten Familienrahmen in unserer Seele zu einer immer tiefern Ueberzeugung auswachsen.

So — nun Schluß. Ihren Hochzeitstag habe ich mir genau gemerkt. Ich werde Ihrer dann besonders gedenken. Dann möge es bei Ihnen gehen und stehen und sein, wie ich den bekannten Abschiedsvers von Knack verändern möchte:

„Zieht im Frieden eure Pfade,
Mit euch des großen Gottes Gnade
Und seiner heil'gen Engel Wacht.
Wenn euch Jesu Hände schirmen,
Geht's unter Sonnenschein und Stürmen
Getrost und froh bei Tag und Nacht
Es sei euch niemals fern
Der Beistand unsers Herrn,
Bis ihr droben
Nach Freud' und Leid,
Nach Kampf und Streit
Euch grüßt im schönsten Hochzeitskleid!"

Mit den besten Empfehlungen an Ihre Fräulein Braut und den aufrichtigsten Segenswünschen an Sie beide für glückliche Lebenswege, verbleibe ich mit 1000 Grüßen

Der Ihrige.



Im Bethel College Schulverlag

sind ferner erschienen:

1. **Bilder aus der Kirchengeschichte für mennonitische Gemeindeschulen.** Bearbeitet von C. H. Wedel, Lehrer an Bethel College. Zweite vermehrte Auflage. — Preis in Schuleinband 45 Cents.

   Dieses Büchlein ist zunächst für den Schulgebrauch berechnet, eignet sich aber auch vortrefflich für den Familienkreis. In vier Abschnitten werden behandelt: 1. Die alte Zeit; 2. Das Mittelalter; 3. Die Reformationszeit; 4. Die neuere Zeit. Die Frische der Bilder und die Lebhaftigkeit der Darstellung machen den sonst trockenen geschichtlichen Stoff höchst interessant.

2. **Randzeichnungen zu den Geschichten des Alten Testaments.** Bearbeitet von C. H. Wedel, Lehrer an Bethel College. — Preis: broschiert 20 Cents; in Schuleinband 30 Cents.

   Der Inhalt dieses Büchleins giebt einen kurzen Grundriß der Entwicklung des Reiches Gottes mit kurzen Beziehungen auf die notwendigsten Stücke in der biblischen Geographie und der geschichtlichen Entwicklung derjenigen Völker, mit welchen Israel in Berührung trat. — Es eignet sich zum Gebrauch in der Wochenschule, und eben sowohl für Sonntagschullehrer und andere Freunde des genaueren Studiums der heiligen Schrift. —

3. **Randzeichnungen zu den Geschichten des Neuen Testaments.** Bearbeitet von C. H. Wedel, Lehrer an Bethel College. — Preis: broschiert 30 Cents, in Schuleinband 40 Cents.

   Dieses Büchlein bildet ein Seitenstück zu den „Randzeichnungen zu den Geschichten des Alten Testaments." — Es will Schülern und Lehrern einen zeitgeschichtlichen Rahmen zu den neutestamentlichen Geschichten und eine Uebersicht über dieselben bieten.

4. **Abriß der Geschichte der Mennoniten.** Erster Teil: Die Geschichte ihrer Vorfahren bis zum Beginn des Täufertums von der apostolischen Zeit an bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet von C. H. Wedel, Professor an Bethel College. — Preis in Schuleinband 65 Cents.

   Zweck des Buches ist, zunächst als Leitfaden beim Unterricht in der mennonitischen Geschichte zu dienen, wird sich aber auch in weitern Kreisen unserer Gemeinschaft nützlich erweisen zur tiefern Würdigung des Standpunktes, den das Gemeindechristentum vertritt.

5. **Abriß der Geschichte der Mennoniten.** Zweites Bändchen: Die Geschichte des Täufertums im 16. Jahrhundert. — Bearbeitet von C. H. Wedel, Professor an Bethel College. — Preis in Schuleinband 75 Cents.

Dieser Band bringt den geschichtlichen Nachweis der Entstehung des Täufertums in der Schweiz, Süddeutschland, Mähren, in den Niederlanden, bringt ferner Nachrichten über Menno Simons Wirken und Leben, Berichtigung irriger Ansichten über den Ursprung der Täufer und Mennoniten und beantwortet die Frage: „Woher stammen die Täufer und Mennoniten?" —

6. **Abriß der Geschichte der Mennoniten.** Drittes Bändchen: Die Geschichte der niederländischen, preußischen und russischen Mennoniten. — Bearbeitet von C. H. Wedel, Professor an Bethel College. — Preis: in Schuleinband 85 Cents.

Es wird auch sonst jeder Leser dieses Buches bald einsehen, daß wir aus der Geschichte unsers Volkes etwas lernen können und sollten. — Das Studium der Geschichte unsrer Vorfahren lehrt uns, Fehler zu vermeiden und sittliche Lebensgüter zu erstreben, einen festen konfessionellen Standpunkt zu gewinnen, trotzdem aber persönliche Liebe und Hochachtung denjenigen entgegenzubringen, deren Erkenntnißpunkt wir nicht teilen können.

7. **Abriß der Geschichte der Mennoniten.** Viertes Bändchen: Die Geschichte der Täufer und Mennoniten in der Schweiz, in Mähren, in Süddeutschland, am Niederrhein und in Nordamerika. — Bearbeitet von C. H. Wedel, Professor an Bethel College. — Preis in Schuleinband 85 Cents.

Was über Zweck, Nutzen und Wert der ersten drei Bände vom „Abriß der Geschichte der Mennoniten" oben bereits gesagt ist, gilt auch vom Band IV als letzten Teil dieses Werkes, das namentlich in mennonitischen Kreisen eine weite Verbreitung finden sollte, und zwar vollständig in vier Bänden, die im Einzelbezuge $3.10, alle zusammen auf einmal bezogen aber nur $2.75 kosten.

8. **Kleiner Liederschatz** für die Schule und den Familienkreis. — Gesammelt und geordnet von einigen Lehrern und Schulfreunden in Kansas. — Preis: gebunden 25 Cents.

Dieses Liederbüchlein enthält 126 Lieder in einer für Wochen- und Sonntagschulen passenden Auswahl.

9. **Geleitworte an junge Christen,** zunächst in unsern mennonitischen Kreisen. Von C. H. Wedel. Preis: gebunden 20 Cents per Stück, $2.00 per Dutzend und $15.00 per Hundert Exemplare.

Dieses Büchlein eignet sich vortrefflich zur Mitgabe an Täuflinge und auch sonst zum Verteilen in Jugendkreisen. Es hat im In- und Auslande eine günstige Beurteilung und Aufnahme gefunden. Eine Reihe mennonitischer Aeltesten haben sich eine genügende Anzahl von diesem Büchlein zum Verteilen an ihre Katechumenen schicken lassen und andere werden hoffentlich ihrem Beispiel folgen. —

10. **Kurzgefaßte Kirchengeschichte für Schulen und Familien.** Bearbeitet von C. H. Wedel, Professor an Bethel College. — Preis: in Schuleinband $1.00.

Dieses Buch bietet eine vom mennonitischen Standpunkt aus bearbeitete und nach demselben einigermaßen abgewogene Darstellung der Kirchengeschichte und empfiehlt sich den Mennoniten vorzugsweise an Stelle der meistens vom europäischen Gesichtspunkt aus verfaßten Werke, wonach in der Regel die Staatskirche als die geschichtlich berechtigte Form der Kirche beurteilt wird, während die Freikirche als eine mit Argwohn zu betrachtende Sektenbildung erscheint. — Da kommen meistens die Mennoniten und die mit ihnen verwandten Richtungen schlecht weg, und deren berechtigte Eigenart erhält nicht die entsprechende Billigung. — Diese in solcher Weise nahe zu legen ist einer der wesentlichen Gesichtspunkte, nach welchem dieses Werk bearbeitet worden ist. — Es verdient darum unter Mennoniten die weiteste Verbreitung in Schulen und Familien. —

11. **„Monatsblätter aus Bethel College"** erscheinen jährlich in 12 Nummern für den äußerst geringen Abonnementspreis von **25 Cents per Jahrgang** in Amerika, 75 Kopeken nach Rußland, 1 Mark 50 Pf. nach Deutschland, und 1 Frank 75 Cen. nach Frankreich 2c. Jede No. bringt 12 Oktavseiten soliden Lesestoffes und außerdem auf 4 Umschlagseiten litterarische Ankündigungen.

Alle Freunde einer guten, deutschen Bildung unter unserem Volke sollten sich für die „Monatsblätter" aus Bethel College interessieren, zumal der billige Abonnementspreis es einem jeden ermöglicht, das Blättchen zu halten

Bestellungen auf obengenannte Bücher des Bethel College Schulverlages und der „Monatsblätter" können adressiert werden an den Geschäftsführer (Business Manager) von

Bethel College, Newton, Kans.

